

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Zeugpreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 15 Pfennig
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G.,
Berlin S. 14 — Postfachkonto Stuttgart Nr. 6803

Verantwortlicher Schriftleiter: Frh. Kummer
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Adlestraße 16
Fernsprecher S.-U. 62841

Erscheint wöchentlich am Samstag
Anzeigenpreis: Für die 10 gepaltene Millimeterzeile 1,00 M.
Eingetragen in die Reichspostzeitungsverzeichnisse

Um die Arbeitslosenversicherung

Von unserem parlamentarischen Mitarbeiter

Im Sozialpolitischen Ausschuss des Reichstages wird seit Wochen der Gesetzentwurf über die Arbeitslosenversicherung beraten. Die Regierungsparteien wollen diese Beratungen so beschleunigen, damit die Versicherung noch zum 1. Juli dieses Jahres in Kraft treten kann. Soweit die Verhandlungen des Ausschusses bis jetzt erkennen lassen, bedeutet das Gesetz eine Verschlechterung des jetzt geltenden Rechtszustandes.

Besonders ist die Frage nach der zweckmäßigsten Organisation für die Arbeitslosenversicherung und die Arbeitsvermittlung von großem Belang. Hervorgehoben wurde der Streit durch eine Entschließung des Reichstagsausschusses, in der gefordert wurde:

1. Errichtung einer Reichsanstalt für Arbeitslosenversicherung und Arbeitsvermittlung;
2. Die Landesarbeitsämter werden Teile der Reichsanstalt; die öffentlichen Arbeitsnachweise, Zweigstellen der Landesarbeitsämter;
3. Die Selbstverwaltung der Arbeitsnachweise durch Verwaltungsausschüsse unter Beteiligung von Unternehmern, Arbeitern sowie der öffentlichen Behörden soll erhalten bleiben;
4. Neben den Verwaltungsrat der Reichsanstalt tritt ein durch erlernte zu bildender Vorstand. Der Einfluß dieser Stellen auf die einzelnen Glieder der Reichsanstalt muß mit Rücksicht auf die Eigenart ihrer Aufgaben so wirksam sein, daß sie die Verantwortung für eine sozial und wirtschaftlich befriedigende und finanziell zuverlässige Handhabung der Arbeitslosenversicherung und der Arbeitsvermittlung tragen können. Jedoch soll dadurch die Bewegungsfreiheit der Arbeitsnachweise und Landesarbeitsämter nicht beeinträchtigt werden.

Dieser Ausschuss entspricht im wesentlichen den Forderungen der Gewerkschaften nach einem strengen einheitlichen Aufbau der Versicherung. Das Arbeitsministerium hatte unter Berücksichtigung dieser Grundsätze dem Sozialen Ausschuss eine Vorlage gemacht, die den beständigen Widerspruch der Gemeinden auslöste. Der Deutsche Städtetag und der Deutsche Landkreistag machten mobil und verlangten, daß Arbeitsnachweisedienste an Arbeitslosenversicherung Teile der gemeindlichen Selbstverwaltung werden sollten. Nach eingehenden Verhandlungen, auch mit den Vertretern der Gemeinden, entschied sich der Ausschuss des Reichstages für die Vorlage der Regierung. Durch Verstärkung des Einflusses der unteren Stellen (Arbeitsämter) bei Feststellung des Haushaltsplanes und ähnlichen Dingen versuchte der Ausschuss den Forderungen der Gemeinden gerecht zu werden. Das wird allerdings nur im geringen Umfange gelungen sein. Nach den Beschlüssen des Ausschusses ist die Regierungsvorlage in den grundlegenden Bestimmungen erhalten geblieben. Die Arbeitsämter und Landesarbeitsämter sind also Stellen der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung.

Die Forderungen der Gemeinden sind mit einigen unbedeutenden Pflasterchen abgetan. Die ganze Einheitlichkeit der Organisation scheint indes in letzter Minute noch völlig gefährdet zu sein. Während der Beratungen slog dem Ausschuss unermüdet eine Eingabe kaufmännischer Verbände auf den Tisch, in der die Zulassung von Ernteklassen für die Arbeitslosenversicherung gefordert wurde. Erträger dieser Eingabe ist in erster Linie der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband, der durch seine parlamentarischen Vertreter in der Deutschen Volkspartei und bei den Deutschnationalen eine Ubertreibung der Regierungsparteien versuchte. Der Versuch ist in der ersten Lesung im Ausschuss durch das entschiedene Auftreten der Sozialdemokraten abgewehrt, die damit drohten, jede weitere Mitarbeit einzustellen, wenn durch die Zulassung von Ernteklassen die Versicherung zerschlagen werden sollte.

Entscheidend für die Versicherten ist jedoch die Gestaltung der Bestimmungen, in denen Anwartschaft und Leistungen der Versicherten geregelt wird. Gerade hierbei zeigte sich die Einmütigkeit des reaktionären Bestrebens bei den Regierungsparteien. Dasselbe trifft zu auf die Begrenzung des Kreises der Versicherten. Die Anträge auf Einbeziehung der landwirtschaftlichen Arbeiter und der Lehrlinge wurde abgelehnt. Die Begrenzung schaltet etwa 800 000 Lehrlinge von der Versicherung von vornherein aus. Dabei beziehen bei der Erwerbslosenfürsorge gegenwärtig etwa 12 000 bis 14 000 Lehrlinge aus Handwerks- und Gewerbebetrieben Unterstützung.

Im Paragraphen 57 erlangt das Gesetz geradezu die Bedeutung eines streifenförmigen Gesetzes. In diesem Paragraphen wird bestimmt, daß Arbeitslose, deren Beschäftigungslosigkeit durch die Beteiligung an einem Streik unmittelbar verursacht ist, keine Arbeitslosenunterstützung erhalten sollten. Wer also als Opfer eines Streiks auf der Straße liegen bleibt, wird dem Verhungern oder der Fürsorge der Gemeinden ausgesetzt. Ja, selbst solche Leute, die arbeitslos werden, weil in einem anderen Betriebe Absperrung oder Streik herrscht, sollen eine Unterstützung nur dann erhalten, wenn die Verweigerung der Unterstützung eine unbillige Härte darstellt. Ob eine solche Härte vorliegt, entscheidet der Verwaltungsausschuss des Landesarbeitsamtes.

Ein besonderes Kapitel ist die Dauer und die Höhe der Unterstützung. Voraussetzung für den Bezug der Unterstützung ist, daß der Antragsteller wenigstens 26 Wochen im letzten Jahre in Beschäftigung gestanden und für diese Zeit Beiträge entrichtet hat. Alle Versuche, diese lange Anwartschaftszeit herunterzudrücken, sind gescheitert. Ebenso scheiterten alle Versuche, die Unterstützungsdauer heraufzusetzen. Nach dem gegenwärtigen Rechtszustand beträgt die Unterstützungsdauer in der Erwerbslosenfürsorge 52 Wochen. Sie soll nach den Beschlüssen des Ausschusses in der Arbeitslosenversicherung auf 26 Wochen heruntergedrückt werden. In derselben Kammerlinie liegen die Verschlechterungen bei der Höhe der

Die Rationalisierung in Genf

Genf, 18. Mai.

F. K. Von der internationalen Wirtschaftskonferenz war die letzten paar Tage wenig zu berichten. Nachdem die Konferenz die mehr oder weniger maßgebenden Meinungen einer Anzahl Redner angehört hatte, wählte sie drei Ausschüsse, und diese wieder Unterausschüsse zur Erörterung und Klärung der zahlreichen Fragen, die der Konferenz gestellt sind. Die Arbeit der Ausschüsse geht ihrem Ende zu. Heute nachmittag wurde der Vollversammlung des Industrieausschusses das Ergebnis der Beratung der Rationalisierung unterbreitet. Da dies der erste Ausschussbericht ist und noch dazu eine in dieser Konferenz recht umstrittene Frage betrifft, so war man naturgemäß über den Ausgang sehr gespannt. Man war, und das mit Recht, geneigt, diese Entscheidung als ein — gutes oder schlechtes — Vorzeichen für die weiteren Entscheidungen anzusehen. Die rege Anteilnahme drückte sich aus in einem äußerst starken Besuch. Der große Gartenhof des Völkerbundshauses war bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Spannung erfuhr eine weitere Steigerung durch die Kunde, daß skandinavische Unternehmervertreter beabsichtigten, die Entschließung des Rationalisierungsausschusses in arbeiterfeindlichem Sinne durch Zusätze zu verwaschern. Wie das bewertet werden sollte, wird gleich klar sein.

In der Entschließung der Redaktionskommission des Industrieausschusses wird gesagt, daß durch die Rationalisierung der Produktion vor allem eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen, eine Preissteigerung und eine Erhöhung des Ertrages erstrebt werden müsse, und zwar durch Vereinfachung und Normung der Ergebnisse, durch Unterbindung der Verschwendung und durch vernünftigeren Verteilung der Waren. Die Rationalisierung aber müsse mit der nötigen Vorsicht betrieben werden, um nicht die berechtigten Interessen der Arbeiter zu schädigen. Ferner seien geeignete Maßnahmen zu ergreifen, falls die Rationalisierung Beschäftigungslosigkeit und größere Anstrengung nach sich ziehe. Übrigens, so heißt es dann wörtlich,

„ist für alles, was die eigentliche Organisation der Arbeit betrifft, die Mitarbeit der Belegschaft, die Mithilfe der Berufsorganisationen und die der wissenschaftlichen und technischen Fachleute geboten.“

Im weiteren empfiehlt der Ausschuss in seiner Entschließung den Regierungen, Berufsorganisationen und der öffentlichen Meinung, die Rationalisierung auf nationalem wie internationalem Gebiet tatkräftig zu fördern und seine Aufmerksamkeit besonders auf die Maßnahmen zu richten, die geeignet sind, dem Menschen eine gesündere und würdigere Beschäftigung zu sichern.“

Das ist, in ein paar Sätze gepreßt, der Kern der Entschließung. Ob sie als die erste ihrer Art vom Standpunkte der Hauptbeteiligten an der Rationalisierung, von dem der Arbeiter, weit genug geht, darüber kann man sehr verschiedener Meinung sein. Dies wurde auch gleich nach Eröffnung der Sitzung offenkundig. Als erster Redner erhob sich der französische Arbeitervertreter, Genosse Zouhaur, um zu erklären, daß er den Entwurf der Entschließung für das Mindeste ansehe. Bei der Beurteilung des Wertes der Entschließung komme es darauf an, welchen Sinn man ihr beilege. Wenn der Satz über die Mitarbeit der Arbeiter und der Berufsorganisationen (Gewerkschaften) nur einen bestehenden Zustand ausdrücken solle, dann sei die Entschließung wertlos. Stelle der Satz aber eine

Forderung auf Mitarbeit der Arbeiter und Gewerkschaften an der Rationalisierung dar, dann könne man ihr zustimmen, weil damit etwas Neues, etwas Besseres verlangt werde.

War dem Wortführer der Gewerkschaften die Entschließung zu wenig, so war sie vier skandinavischen Unternehmervertretern zu viel. Ihr Sprecher, ein finnländischer Versicherungsdirektor, meinte zur Begründung des Zusatzantrages, daß zwar die Rationalisierung Beschäftigungslose schaffe, aber die Arbeiter würden so dadurch entschädigt, daß die Preise dann niedriger und die Arbeitsgelegenheit häufiger werde, somit brauche man sich nicht für besondere Maßnahmen zugunsten der Arbeiter und noch weniger für deren Mitarbeit auszusprechen. Demzufolge wird in dem Zusatzantrag der vier skandinavischen Unternehmer nichts von der Mitarbeit der Arbeiter erwähnt und die Not der proletarischen Rationalisierungssopler soll erklährt werden „durch Maßnahmen, die von der Volksgemeinschaft zu treffen sind und die die Anpassung des Wirtschaftslebens an die neuen Bedingungen nicht beeinträchtigen“. Wenn diese Worte einen Sinn haben sollen, dann den, daß wenig oder gar nichts zur Behebung der Not der Opfer der Rationalisierung getan werden soll. Dieses Verlangen wurde von dem belgischen Gewerkschaftsvertreter Mertens in kurzer Rede gebührend gekennzeichnet. Er nannte den Zusatzantrag eine Falle für die Arbeiter und eine Begünstigung des konservativen Unternehmertums. Wenn aber der Zusatz dergleichen nicht bedeute, dann habe er keine Daseinsberechtigung und müsse verworfen werden. Der englische Gewerkschaftsvertreter Pugh war der gleichen Meinung.

Die Urheber des Zusatzantrages taten ihr möglichstes, die Angriffe der Arbeitervertreter zu entkräften. Daß sie keine Seide zu spinnen vermochten, zeigte die Abstimmung. Für den Zusatz erhoben sich nur ein halbes Duzend Hände. Der Verwässerungsversuch war also abgefallen. Die Entschließung des Ausschusses wurde dann angenommen. Damit ist nun freilich das Schicksal der Entschließung noch nicht ganz entschieden, denn die Vollversammlung der Wirtschaftskonferenz wird auch noch darüber zu befinden haben. Doch nimmt man ziemlich allgemein an, daß die Entschließung auch durch die höchste Stelle der Konferenz gutgeheißen werden wird.

Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß durch diese Entschließung wie auch durch die andern der Konferenz vorderhand nichts an der Tatsächlichkeit geändert wird. Nichtsdestoweniger sind die Entschlüsse wertvoll, und zwar in dem Sinne, daß sie die Ansicht der höchsten wirtschaftlichen Stelle Europas darstellen und als solche von den öffentlichen Körperschaften nicht gut außer acht gelassen werden können. Die Entschlüsse bilden eine theoretische oder praktische Grundlage, auf der weitergebaut werden kann.

In welchem Maße die Entschlüsse der Wirtschaftskonferenz zur Tat werden, hängt in hohem Maße von ihrem Gesamtergebnis ab. Wird sie, die erste Konferenz, so zu wirken vermögen, daß sie eine Wiederholung erfährt und daß es zur Schaffung einer Einrichtung kommt, die die Arbeit zwischen den Konferenzen weiterführt und praktisch vervollständigt? Auf diese Frage weiß hier noch niemand bestimmt zu antworten. Die Antwort wird von einigen Voraussetzungen abhängig gemacht und über diese werden erst die nächsten Tage entscheiden müssen. Dann wird es möglich und geboten sein, ein kritisches Urteil über das Gelingen des ersten großen Versuches, die mitre europäische Wirtschaft zu regeln, abzugeben.

Unterstützungen. Auch hier sind von den Regierungsparteien alle Verbesserungsanträge abgemürgt worden.

Bei der Berechnung der Unterstützungshöhe werden neun Lohnklassen mit Einheitslöhnen zugrunde gelegt. Die Einheitslöhne steigen sich von 12 M auf 54 M wöchentlich. Von diesen Einheitslöhnen ergibt ein bestimmter Hundertstel die Höhe der Hauptunterstützung. Sie beträgt in der niedrigsten Klasse mit 50 M ganze 6 M die Woche und steigert sich in der höchsten Lohnklasse (54 M und mehr Wochenlohn) mit 35 M auf 18,40 M. Dazu tritt dann noch als Familienzuschlag wiederum ein Hundertstel von der Hauptunterstützung. Aber auch hierbei ergibt sich eine erhebliche Verschlechterung gegenüber den heutigen Sätzen.

Nach Ablauf der Unterstützungsdauer von 26 Wochen soll eine Preisfürsorge Platz greifen. Sie ist aber in so verknäuelter Art, daß nicht viel von ihr zu erwarten sein wird. Voraussetzung für ihre Wirksamkeit ist nämlich eine „andauernd besonders ungünstige Arbeitsmarktlage“. Ob ein solcher Zustand vorhanden ist, entscheidet der Reichsarbeitsminister nach Anhörung des Verwaltungsrates. Dazu kommt außerdem, daß die Preisfürsorge auf bestimmte Berufe oder Bezirke beschränkt werden kann. Außerdem kann auch noch die Höhe und die Dauer dieser Bestimmungen beschränkt werden. Bei der ganzen Preisfürsorge handelt es sich um ungefangene Fische. Der gegenwärtige Abbau der Preisfürsorge zeigt uns auch, was vom Reichsarbeitsministerium auf diesem Gebiete zu erwarten ist.

Gewiß legt das ganze Gesetz an die Stelle der Fürsorge den Rechtsanspruch des Arbeiters auf Unterstützung. Aber es ist der Rechtsanspruch auf herabgedrückte Unterstützungen. Das Gesetz soll am 1. Juli dieses Jahres bereits in Kraft treten. Ob dieser Plan gelincher wird, werden die nächsten Wochen zeigen. Ertragreich ist es, daß, wie schon oft, auch in dieser Frage bei allen Verschlechterungen das Zentrum und die christlichen Gewerkschaftsvertreter der Reaktion wieder als Steigbügelhalter dienen. D g o s l

Belastung der Wirtschaft

Bekanntlich werden die deutschen Unternehmer nicht müde, über die „Belastung“ zu klagen, die ihnen aus den Arbeitslöhnen und aus den Beiträgen für Versicherung der Arbeiter erwachsen, und selten verfehlen sie es zu betonen, daß diese „Lasten“ ihre Wettbewerbsfähigkeit gegenüber dem Auslande erschweren. Ohne es offen zu sagen, beziichtigen sie so die Arbeiter der Vaterlandslosigkeit: würden sie umsonst arbeiten und keine Versicherungskosten verursachen, so könnte man das Ausland unterbieten, und der deutsche „Nationalreichtum“ (will sagen: der Praost der deutschen Kapitalisten) wäre größer. Das schlägt zwar allem gesunden Menschenverstand ins Gesicht; denn wenn es die Aufgabe der nationalen Arbeit ist, die Nation zu ernähren — und das behaupten die Unternehmer stets mit vollen Wadern — dann müssen möglichst viele Menschen möglichst gut davon leben, und dann ist der Arbeitslohn keine „Belastung“ der Wirtschaft, sondern ihr erster und vornehmster Zweck. Aber so ist nun einmal die kapitalistische Denkwelt.

Deshalb bewegen sie in der Regel davon, daß die Industrie auch andere sehr hohe Ausgaben tragen muß, die — sozial und auch wirtschaftlich betrachtet — in der Tat eine völlig überflüssige Belastung darstellen, weil die Empfänger zur Produktion nichts beitragen. Im Grunde ist schon die an die Aktionäre gezahlte Dividende eine solche unnütze Belastung der Wirtschaft, noch mehr sind es die von den Aufsichtsräten geschuldeten Beträge. Sündessen, lassen wir solche ins Sozialistische führenden Gedankengänge bei Seite, so bleiben immer noch genügend unnütze Lasten übrig, die manchmal so hoch werden, daß die Unternehmer selbst darüber klöhnen.

Da hat kürzlich der DVMV (Verein Deutscher Maschinenbau-Anstalten) seinen Geschäftsbericht für die Jahre 1925 und 1926 herausgegeben. Dort lesen wir auf S. 56 folgenden Stoßfänger:

„Die Beschaffung des Kapitals für die Aufrechterhaltung der Betriebe... bildete im Jahre 1925 von Monat zu Monat mehr die

Gewerkschaftsbewegung und Unternehmerhoffnungen

alles beherrschende Sorge der Maschinenfabriken. Andererseits waren die Werte sich hier darüber, daß sie sich durch die außerordentlich hohen Kosten und die allzu scharfen Bedingungen bei der Vereinnahmung von Krediten Lasten aufbürdeten, die... auf längere Zeit untragbar waren.

In der Tat, wie die folgenden Zahlenangaben des VDAW bezeugen, war das Geld 1926 sehr knapp. 160 Vereinsfirmen hatten im Dezember 1918 bei 89 100 Beschäftigten, 30,7 Millionen Mark Kredit, im Dezember 1926, bei 48 000 Beschäftigten, nur 27,8 Millionen Mark. (Die Summe nach Vorkriegspreisen umgerechnet, so daß sie mit 1913 vergleichbar ist.) Das macht auf den Kopf der Beschäftigten vor dem Kriege 790 M., jetzt nur 600 M., oder 24 vH weniger. Die Tatsache nun, daß der Kredit so knapp und so schwer zu haben ist, haben sich die Kreditgeber zu Nutze gemacht, um die Wirtschaft in einer unerhöhten Weise auszulündern. Der Bericht erzählt darüber (S. 68), daß im Jahre 1926 berechnet wurden: erstens der Zins für die geliehene Summe; zweitens eine Provision für die Kreditbeschaffung; drittens eine Provision für die „Bereitstellung des Kredits“, die meistens in Höhe von 1 bis 3 vH für das Jahr von vornherein in Abzug gebracht wurde. Das ist etwa so, als wenn ein Grüntrahändler außer dem Preis für die Kartoffeln, die ich kaufe, sich noch eine Provision dafür berechnen wollte, daß er die Kartoffeln unterm Ladentisch hervorholt und „bereit stellt“!

Das ist aber noch lange nicht alles, was die Kreditgeber ausstifeln, um sich zu bereichern:

Außerdem wurde die vereinbarte Kreditsumme auf ein besonders abgerechnendes Kreditkonto übertragen. Die Berechnungsweise, die allmählich im Lauf des Jahres 1926 an die Stelle der Kreditbereitstellungsprovision trat, bedeutet eine wesentliche... Wertierung der Kredite.

Ferner mußten für den gekauften vereinbarten Kredit die Sollzinsen und alle Nebenkosten bezahlt werden. Wer aber nicht den ganzen vereinbarten Kredit in Anspruch nahm, bekam für den Rest „nur die Hobenzinsen vergütet“. Das machte für den Kreditnehmer auf alle Fälle einen beträchtlichen Verlust aus, der noch allmählicher Verminderung Ende 1926 immer noch 8 vH betrug. Und endlich gelang es den Kreditgebern, ihre Einnahmen noch dadurch zu erhöhen, daß sie die Abrechnung, anstatt jährlich schon alle Vierteljahre, Anfang 1926 sogar monatlich vornahmen. Dann wurden nämlich die Zinsen schon in diesen kürzeren Fristen zum Kapital geschlagen und es mußten bei länger laufenden Krediten Zinseszinsen gezahlt werden. So „für die letzten 10 Tage jedes Abrechnungsabschnittes wurden sogar sehr oft doppelte Zinsen angerechnet“.

Es ist zuviel gesagt, wenn man solch Verfahren der Kreditgeber *Gaunereien* nennt?

Mit solchen Mitteln gelang es ihnen, die wirklichen Kosten des Kredits während des Jahres 1926 auf mindestens 15 vH hinaufzutreiben, und der VDAW preist es als einen großen Erfolg, daß 1926 eine Senkung des Mindestzinses auf 9 vH eingetreten ist. Man mache sich klar, was das bedeutet. Für jede 100 M Kredit, die ein Unternehmen braucht, muß es alljährlich mindestens 9 M Kosten bezahlen, für 100 000 M also 9000 M, für die 300 Millionen der oben erwähnten 150 Maschinenfabriken nicht weniger als 2 700 000 M. Und wer bekommt sie? Wahre Schmarotzer am Körper der Wirtschaft, die absolut nichts zum Gelingen der Arbeit beitragen, sondern nur aus den Verlegenheiten der Arbeitenden unläuterer Nutzen ziehen.

In Wahrheit kriegen sie noch viel mehr. Denn dies alles gilt nur für kurzfristige Kredite. Für die langfristigen ist es gelungen, eine Selbstbeschaffung zu besorgen, die den Einkünften 18 bis 22 vH einbringt, und wiederum ist der VDAW (S. 61) froh, daß diese Kosten Ende 1926 auf 15 bis 16 vH zurückgegangen sind. Aus den oben errechneten 2 700 000 M werden auf diese Weise mindestens 4 500 000 M Vergütung fürs Nichtstun. Dabei waren nur die deutschen Unternehmungen mit solchen Suchergelassen belastet. Der VDAW sagt (S. 59):

Die Kreditkosten haben in den verfloffenen beiden Jahren zusehends eine gewaltige Belastung der deutschen Wirtschaft dargestellt und insbesondere auch die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Maschinenindustrie auf dem Weltmarkt geschwächt. Denn ihre ausländischen Wettbewerber haben in der Hauptsache nur mit Kreditkosten zu rechnen, die wenig über den Bankdiskontsatz der betreffenden Länder liegen.“ (In Deutschland 5 vH.)

Kann wir uns unsere Leser, wer in Wirklichkeit die Wirtschaft belastet?

Die Gewerkschaften erfreuen sich bekanntermaßen bei den Unternehmern keiner besonderen Beliebtheit. Sie sind ihnen unangenehm, verhasste Einrichtungen. Man kann es daher vom Standpunkt der Unternehmer verstehen, wenn sie die Gewerkschaften zu allen Teufeln wünschen. Doch die Zeiten, wo im Betriebe wie in der Wirtschaft der Wille des Unternehmers alles, der des Arbeiters nichts galt, sind vorüber, wenngleich die Erinnerung daran noch recht lebendig ist. Es ist noch nicht allzu lange her, wo der selbige Stamm als Industriepatrasche die Peitsche über Saatarien schwang und sein System allen großen und kleinen Scharmachern als nachahmenswertes Beispiel erschien.

Der Stummische Geist lebt auch heute noch im Unternehmerlager; mit seiner unbeschränkten Herrschaft ist es aber aus. Die Arbeiter sind zum Selbstbewußtsein erwacht. Sie fordern die wirtschaftliche Gleichberechtigung mit den Unternehmern, vernünftige Arbeitsverhältnisse, Verkürzung der Arbeitszeit und auskömmliche Löhne. Für diese sowie eine Reihe weiterer wirtschaftlicher und sozialpolitischer Forderungen treten die Gewerkschaften mit allem Nachdruck ein und haben — ungeachtet des von den Unternehmern geleisteten Widerstandes — auf diesen Gebieten beachtenswerte Erfolge zu verzeichnen. Das ist unangenehm, zudem die Unternehmer sehen, daß der wirtschaftliche und politische Einfluß der Gewerkschaften in ständigem Wachstum begriffen ist, den sie auch tatkräftig auszunutzen bemüht sind. Dieser zunehmende politische und wirtschaftliche Einfluß, der bis in die Reihen der Rechtsparteien hinüberreicht, verursacht den Unternehmern um so größeres Unbehagen, als die gewerkschaftliche Mitgliederbewegung in den letzten Jahren rüchläufig gewesen ist. Dieser Umstand allein läßt sie neue Hoffnungen schöpfen, daß die verhasste Gewerkschaftsbewegung doch schließlich zur Bedeutungslosigkeit herabfallen wird.

In solchen Fällen ist ja stets der Wunsch der Vater des Gedankens, der solche Hoffnungen entstehen läßt. Es ist deshalb auch kein Zufall, wenn sich die Unternehmer zurzeit wieder einmal sehr eingehend mit dem Mitgliederstand der Gewerkschaften beschäftigen und die ihnen zur Verfügung stehende Presse arbeiterfeindliche Folgerungen daraus zieht. Ohne Übertreibung geht es dabei natürlich nicht ab.

Wie allgemein bekannt, erlebten die Gewerkschaften aller Richtungen mit der politischen Umwälzung im Jahre 1918 einen gewaltigen Aufschwung. Das Anwachsen der Mitgliederzahl erwies sich aber nur als vorübergehend. Von dem Höchststande im Jahre 1922 mit nahezu 8 Millionen ist die Mitgliederzahl der freien Gewerkschaften bis Ende 1925 auf 4,2 Millionen, die der christlichen Gewerkschaften von 1,1 Millionen auf 603 000 und die der Hirsch-Duncker'schen Gewerkschaften von 230 000 auf 150 000 gesunken. Das ist zweifellos ein sehr starker Abstieg. Sein Eintreten dient den Unternehmern dazu, darauf hinzuweisen, daß die genannten drei Gewerkschaftsrichtungen heute nur noch ein Drittel der deutschen Arbeiter umfassen. Damit verbinden sie die Forderung, der politische, wirtschaftliche und soziale Einfluß der Gewerkschaften müsse eine entsprechende Einschränkung erfahren, eine Forderung, die in neuerer Zeit auch von anderer, den Unternehmern nahestehender Seite vertreten wird.

Um diesen Forderungen mehr Gewicht zu verleihen, wird von der Unternehmerrpresse scharf betont, daß der festgestellte Rückgang der Gewerkschaften keine vorübergehende, sondern eine dauernde Erscheinung sei, die auch in der Folge bestehen bleiben würde. Zugegeben wird zwar, daß dieser Rückgang mit der allgemeinen wirtschaftlichen Lage in Zusammenhang steht und in ihr die Abnahme der Mitgliederzahlen eine natürliche Erklärung findet. Daneben bestehen aber nach Ansicht der Unternehmer in der Gewerkschaftsbewegung auch sonstige Krisenercheinungen. Vor allem wirkte sich die kommunalistische Unterwühlungsarbeit in den Gewerkschaften stark zerstörend aus. Die größte Gefahr für sie bestehe aber darin, daß die Arbeiterklasse allmählich anjange, den unbedingten Glauben an die gewerkschaftlichen Erfolge zu verlieren, der oft gehörten Schlagworte müde sei und sich immer mehr von dem Klassenkampfgedanken abwende.

Allzu schwer braucht man diese Äußerungen der Unter-

nehmerpresse nicht zu nehmen. Denn wenn sie von einer Krisenstimmung bei den Gewerkschaften redet, so kann man stets überzeugt sein, daß diese vor allem im Unternehmerlager selbst herrscht und ihre Darlegungen dazu dienen sollen, den gesunkenen Mut der Unternehmer an der angeblichen Niederlage der Arbeiter auszurichten. Auch im Unternehmerlager gibt es widerstrebende Gruppen, die des sorglosen Kampfes mit den Gewerkschaften müde und zu einer Verständigung mit den Arbeitern bereit sind. Diese lassen sich nur bei der Stange halten, wenn Aussicht auf eine rüchläufige Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung besteht und angenommen werden kann, daß ihre Bedeutung wie ihr Einfluß im Schwinden begriffen ist. Es ist ja nicht das erstemal, daß die Unternehmerpreise den Niedergang der Arbeiterbewegung prophezeit, ohne daß sich ihre Erwartungen erfüllt hätten.

Daß die ungünstige Wirtschaftslage die Gewerkschaftsbewegung nachteilig beeinflusste, insbesondere erheblich zum Rückgang der Mitgliederzahl beitrug, ist nicht zu bestreiten. Hierzu haben zweifellos auch die Richtungsstreitigkeiten innerhalb der Gewerkschaftsbewegung beigetragen, desgleichen die Nachwirkungen der Inflation. Diese Hemmnisse sind jedoch zum größten Teil überwunden, wie sich aus dem, wenn auch langjamem Ansteigen der Mitgliederzahlen bei einer Anzahl Gewerkschaften feststellen läßt. Damit widerlegt sich auch das Gerüchte von dem Ausgehen des Klassenkampfstandpunktes. Im übrigen geht die Unsinntigkeit dieser Behauptung daraus hervor, daß sich die Abnahme der Mitgliederzahl nicht nur auf die den Klassenkampfstandpunkt vertretenden freien Gewerkschaften beschränkt, sondern im gleichen Umfange auch bei den ihnen ablehnenden christlichen und Hirsch-Duncker'schen Gewerkschaften bemerkbar ist.

Für die Gewerkschaften besteht daher keine Veranlassung, ihre Anschauungen einer Änderung zu unterziehen. Das verbietet schon die wirtschaftlich und sozial rüchständige Haltung des Unternehmertums, das sich aus freien Stücken zu keinerlei nennenswerten Konzessionen bereit findet. Wie bisher werden die Arbeiter auch in der Folge um jede wirtschaftliche oder soziale Forderung kämpfen müssen und in diesen Kämpfen nur erfolgreich sein, wenn die Gewerkschaften stark genug sind.

Die Angriffe der Unternehmer gegen die politische und wirtschaftliche Stellung der Gewerkschaften zeigen den Arbeitern, daß sie sich mit dem gegenwärtigen Mitgliederstand nicht zufrieden geben dürfen. Nicht deshalb, weil dieser von den Unternehmern als nicht ausreichend zur Vertretung der Gesamtarbeiterklasse bezeichnet wird. Diese Beaufstundung ist hinfällig, denn die Gewerkschaften haben ihre Forderungen gegenüber den Unternehmern nie dem Staat noch nie als Vertreter der gesamten, sondern stets als Vertretung der organisierten politischen und wirtschaftlich aktiven Arbeiterklasse geltend gemacht. Damit haben sie eine wesentlich rüchhaltendere Stellung eingenommen als die Unternehmerverbände, bei denen man gewohnt ist, daß sie stets im Namen des gesamten Unternehmertums oder der Wirtschaft reden und fordern, obwohl sie doch nur einen verhältnismäßig kleinen Teil des Unternehmertums vertreten. Wie die Stellung der Unternehmerverbände ist auch die der Gewerkschaften als Vertretung der organisierten Arbeiter verfassungsmäßig festgelegt. Von den ihnen hieraus zustehenden Rechten werden sie keinen Finger breit preisgeben.

Das entbehrt jedoch die Arbeiter nicht von der Verpflichtung, für weitere Stärkung der Gewerkschaften tätig zu sein. Die Widerstandsfähigkeit, Leistungsfähigkeit sowie der politische, wirtschaftliche und soziale Einfluß der Gewerkschaften hängt zwar nicht ausschließlich, aber doch zum sehr großen Teile von dem Stande ihrer Mitgliedschaft ab. Ohne eine dem Gesamtarbeiterstand entsprechende Zahl von Mitgliedern kann keine Organisation eine ausföhlgebende Bedeutung gewinnen. Gerade das Einsetzen der Unternehmerangriffe an diesem Punkte muß daher die Arbeiter anspornen, den der Gewerkschaftsbewegung hier anhaftenden Mangel durch tatkräftige Mitgliederwerbung abzuheben. Sie beweisen den Unternehmern damit am besten, daß ihre Hoffnungen auf den Niedergang der Gewerkschaftsbewegung innerhalb der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung nie in Erfüllung gehen werden.

Mattulat.

Der Dank des Vaterlandes

In „Andern Deutschland“ vom 20. April lesen wir über die Vergütung der Kriegesbeschäftigten:

Rechnen selbst nach: 1,1 Milliarde Mark für rund 750 000 Kriegesbeschäftigte, das macht auf den Kopf ungefähr 1500 M im Jahr oder 125 M im Monat.

Wieviel bekommen wir in Wirklichkeit? Für zu: 20 vH bekommen wir nichts, rund 300 000 werden während der wüsten Inflationzeit für den Rest von ein Paar Schillingen abgefunden — Ende über Deutschland! 30 vH (im Mittel): 13,50 M, 40 vH: 18,90 M, 50 vH haben Sie zu, Herr Erbsen! 27,10 M (Schonungsgeld für Schulden). Wie groß ist der Unterschied zwischen 27,10 und 125 M? 97,90 M; 20 vH: 22,5 M, 30 vH: 29,25 M, 40 vH: 36,00 M, 50 vH: 42,75 M (immer noch keine 125!), 100 vH: 68,85 M.

Die Zahlen variieren ein wenig, je nach der Ortgröße. Für einige Schwerbeschäftigte gibt es außerdem noch Versorgungszulagen und anderen erhalt sich die Rente mit der Abzug der 20-prozentigen Gewerbesteuer betragen etwa 12,80 M; mit 16,55 M. Das macht also ein Rest von 2,75 M im Monat oder 9 (sechsmal) Pfennig im Tag.

Und noch gibt es diese Renten? Ich sitze im folgenden nach der gesetzlichen Berechnung vom 1. September 1920 (Bilder 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100).

Und noch gibt es diese Renten? Ich sitze im folgenden nach der gesetzlichen Berechnung vom 1. September 1920 (Bilder 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100).

Stand der Arbeitslosigkeit am 15. April 1927

Bezirk	Arbeitslos	Unterstützt	Gesamt
Von der Gewerkschaftsfürsorge			
am 15. März	1222197	213470	1435667
zum 16. März bis 15. April betrug			
der Abgang	658078	97955	756033
zuwachs	225605	51745	307350
am 15. April Unterstützte	519724	157290	677014
Von dem Abgang waren unterstützt	52882	11557	64439
Von der Kreisfürsorge			
am 15. März	183445	89912	273357
zum 16. März bis 15. April betrug			
der Abgang	60576	10996	71572
zuwachs	69570	14114	83684
am 15. April Unterstützte	191240	43090	234330
Von dem Abgang wurden zur Kostenaufschlag vermittelt			10284
Zusammenfassungen am 15. April:			
in Gewerkschaftsfürsorge		1124441	Personen
- Kreisfürsorge		263583	
am 15. April waren Jugendliche unter 18 Jahren in Unterbringung		16962	
mit Beschäftigten wurden beschäftigt		91733	
- Kostenaufschlag wurden beschäftigt			
a) Gewerkschaftsfürsorge		148491	
b) Kreisfürsorge		80290	
Von den in der Gewerkschaftsfürsorge Unterstützten hatten eine Unterbringungsform:			
bis 15. März		841190	Personen
am 15. April		283777	
• 25 • 20		125633	
• 20 • 15		168855	
Die Gesamtkosten der Fürsorge betragen im Monat März 1927:			
a) Gewerkschaftsfürsorge		27805726	
b) Kreisfürsorge		16491592	

Die Entwicklung der Tariflöhne

In diesem Frühjahr wurden und werden viele Bewegungen geführt, die eine Erhöhung der Löhne zum Ziel haben. Zum großen Teil waren sie von Erfolg begleitet. Nach den Berechnungen des statistischen Reichsamtes betrug der durchschnittliche Wochenlohn für gelehrte Arbeiter im Juli 1926 45,92 M, im Oktober 46,31 M, im Januar 1927 46,36 M und im März 46,93 M. Für ungelernete Arbeiter betrug der durchschnittliche Wochenlohn im Juli vorigen Jahres 33,91 M, im Oktober 34,27 M, im Januar dieses Jahres 34,46 M und im März 34,80 M. Diese Lohnsätze gelten natürlich nur für die regelmäßige Arbeitszeit. Für gelehrte Arbeiter konnte mithin in dem Dreivierteljahr eine Lohnsteigerung von rund 1 M erzielt werden. Bei den ungelerneten Arbeitern etwas weniger. Der durchschnittliche Wochenlohn für die sogenannten Produktionsindustrien betrug im März für gelehrte Arbeiter 48,09 M und für ungelernete 34,94 M. In den Verbrauchsgüterindustrien wurden im Durchschnitt im März für gelehrte Arbeiter und Arbeiterinnen 39,29 M und für ungelernete 33,73 M bezahlt. Die aus Anlaß der Mietserhöhung und anderen Gründen eingeführten Lohnbewegungen und deren Ergebnisse sind in obigen Angaben größtenteils nicht enthalten. Somit werden sich für April und Mai höhere Zahlen ergeben.

Die Rohstoffgewinnung beträgt nach Feststellung des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrie im April 1927 rund 1 651 872 Tonnen gegenüber 1 085 859 Tonnen im Vormonat und 668 211 im April 1926. Der Rückgang im April erklärt sich dadurch, daß der genannte Monat nur 30 Arbeitstage hatte, während im März 31 Tage gearbeitet wurde. Die durchschnittliche arbeitstäglige Leistung im April beträgt 65 062 Tonnen. Sie ist also um 34 Tonnen höher als im Monat März. Die Produktion hat sich gegenüber 1926 beinahe verdoppelt. Die Werte müssen zum größten Teil voll und über Leistungsfähigkeit ausgenutzt sein, woraus sich angesichts der vorgenannten Umstellung auf gute Gewinne derselben schließen läßt. Um so unerwünschter erscheint die immer wieder erhobene Forderung nach Erhöhung des Eisenpreises.

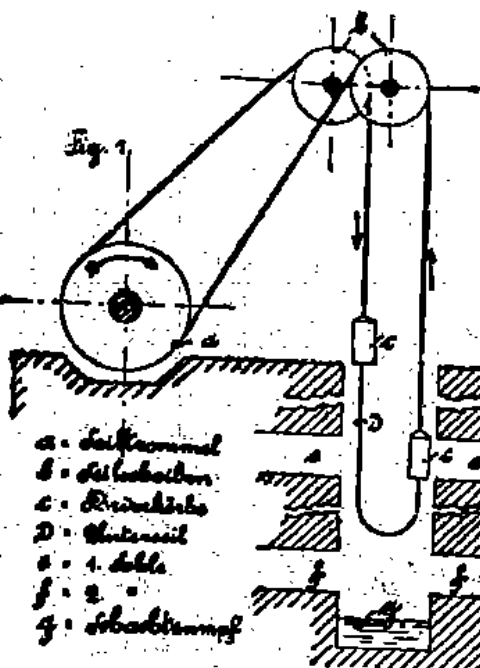
Drucklegung der Wirtschaft. Auf der Generalversammlung der Rammesmann-Röhrenwerke A.-G. führte der Generaldirektor Herweg aus, daß sich der Eisenlandsbedarf fortgesetzt steigert. Er nimmt heute den größten Teil der Eisenerzeugung der Rammesmann-Röhrenwerke A.-G. auf. Herweg führte diese Entwicklung auf die Preispolitik des Eisenverbandes, der zu keinen Preiserhöhungen gegriffen habe, zurück. Verantwortlich einer Eisenpreiserhöhung gehen auf Grund der Erfahrungen der Rammesmann-Röhrenwerke A.-G. ohne Zweifel darauf aus, die Konjunkturbelebung durch Preiserhöhungen zu unterbinden. Das ist eine Feststellung, die angesichts der immer wiederkehrenden Forderung nach höheren Eisenpreisen in aller Deutlichkeit getroffen werden muß.

Technik und Werkstatt



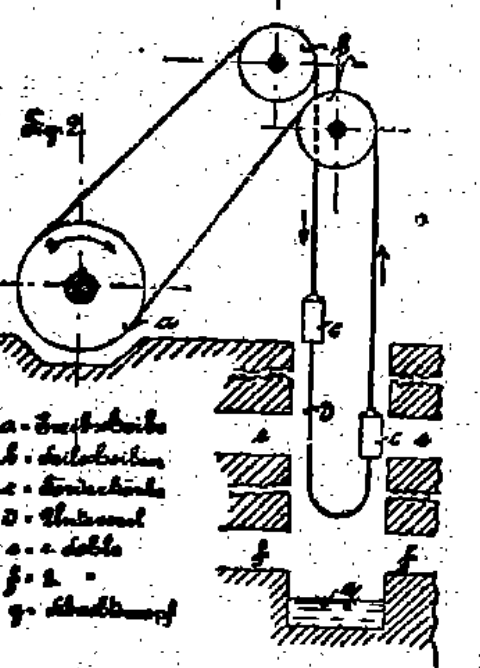
Die Schachtförderung im Bergbau

Die Schachtförderung hat den Zweck, das untertage gewonnene Gestein zu fördern. Man unterscheidet die Trommelförderung und die Treibseilfördern, letztere nach ihrem Erfinder auch Kropfförderung genannt. Bei der Trommelförderung (Fig. 1) hängt jeder der beiden Förderkörbe an dem Ende eines Seiles, das mit dem anderen Ende an einer Trommel befestigt ist. Bei der Drehung dieser Doppelseiltrommel durch die Fördermaschine wickelt sich das eine Seil ab, der Förderkorb geht also nach unten, das andere Seil auf und zieht den Korb nach oben. Bei der Kropfförderung (Fig. 2) hängen beide Körbe an einem und demselben Seil, das durch die Treibseilföhrer in Folge der Reibung des Seils in der Seilnute der Scheibe angetrieben wird. Nach der Art des Fördergefäßes hat man wiederum zu trennen: die Rübelförderung (auch Gefäßförderung) und die Treibseilföhrung (auch Gefäßförderung).

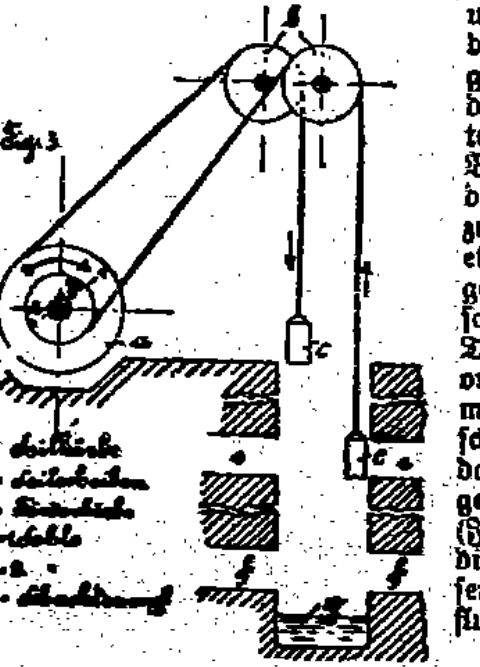


Rübelförderung hat den Vorzug, daß größere Massen befördert werden können und die tote Last der Förderwagen wegfällt. Dem steht aber der Nachteil gegenüber, daß die Seilfahrt (Personenförderung) erschwert wird, da hierfür die Gefäße entsprechend hergerichtet oder besondere Gefäße verwendet werden müssen. Die Gefäßförderung dagegen hat das Gute, daß untertage keine Umladung stattfindet, was für zerbrechliches Fördergut, wie zum Beispiel Kohle, von Bedeutung ist, da eine Verkleinerung und Staubbildung vermieden wird.

Die Länge des Förderseils — oder der Seile — ist so bemessen, daß, wenn der eine Korb sich an der Hängebank befindet, der andere am Füllort ist (Fig. 1 bis 3). Das Seil läuft von der Seiltrommel (Treibseilföhrer) an der Fördermaschine über die beiden Seilrollen im Fördergerüst zu den Förderstellen (oder Rübeln). Bei der Trommelförderung ist in jeder Stellung der Förderkörbe mindestens eine Seillänge gleich dem Abstand von Hängebank zu Füllort also etwa gleich der Hälfte der Länge beider Seile, auf der Trommel aufgewickelt, da jedes Seil für sich bis zum Füllort reichen muß. Dies ist bei der Treibseilföhrung nicht der Fall, da sich hier das Seil in einer einfachen Schleife um die Treibseilföhrer legt, das Seil kann also um ungefähr die Hälfte kürzer sein, an Rollen und Gewicht für das Seil wird erheblich gespart, ebenso bei dem Aufwand für die Fördermaschine, da diese eine geringere Leistung zu haben braucht. Ferner können die Seilscheiben in einer senkrechten Ebene mit der Treibseilföhrer angeordnet werden (Fig. 2), wodurch die ungünstige seitliche Seilablenkung zwischen Maschine und Seilscheibe vermieden wird. Bei der Trommelförderung müssen wegen der beiden nebeneinanderliegenden Trommeln die Seilscheiben nebeneinander gelagert werden (Fig. 1). Die Seilscheiben sind hier der Deutlichkeit wegen seitlich versetzt gezeichnet; sie müßten sich in dieser Seitenansicht eigentlich decken; eine Seilablenkung ist trotzdem unausbleiblich, da der Sitz des von der Trommel abgehenden Seils sich beim Auf- und Abwickeln auf der Trommel seitlich verschiebt. Endlich ist es bei der Treibseilföhrung möglich, die Seilscheiben ganz wegzulassen und die Fördermaschine nebst Treibseilföhrer auf das Fördergefäß zu setzen, wie das besonders bei elektrischen Fördermaschinen vielfach geschieht. Hierdurch sind die Seile gegen Witterungseinflüsse geschützt, das Schlagen wird vermieden und Nummernspinn (Wegfall der Seilscheibe usw.) sowie größere Standfestigkeit des nicht durch Seitenkräfte beanspruchten Gefäßes erreicht. Diese Bauart hat aber den Nachteil, daß die Fördermaschine schlecht zugänglich ist und bei einem etwaigen Liebertreiben (Zuweltgehen des Förderkörbes) beschädigt werden kann. Bei der Trommelförderung ist diese Anordnung ohne weiteres nicht möglich, da sich — wie oben schon gesagt — die Stelle, wo das Seil von der Trommel abgeht, während des Treibens (Fahrts) seitlich verschiebt und die Fördergefäße daher nicht senkrecht, sondern schräg beeinflusst würden.



Treibseilföhrer (übereinander) angeordnet werden (Fig. 2), wodurch die ungünstige seitliche Seilablenkung zwischen Maschine und Seilscheibe vermieden wird. Bei der Trommelförderung müssen wegen der beiden nebeneinanderliegenden Trommeln die Seilscheiben nebeneinander gelagert werden (Fig. 1). Die Seilscheiben sind hier der Deutlichkeit wegen seitlich versetzt gezeichnet; sie müßten sich in dieser Seitenansicht eigentlich decken; eine Seilablenkung ist trotzdem unausbleiblich, da der Sitz des von der Trommel abgehenden Seils sich beim Auf- und Abwickeln auf der Trommel seitlich verschiebt. Endlich ist es bei der Treibseilföhrung möglich, die Seilscheiben ganz wegzulassen und die Fördermaschine nebst Treibseilföhrer auf das Fördergefäß zu setzen, wie das besonders bei elektrischen Fördermaschinen vielfach geschieht. Hierdurch sind die Seile gegen Witterungseinflüsse geschützt, das Schlagen wird vermieden und Nummernspinn (Wegfall der Seilscheibe usw.) sowie größere Standfestigkeit des nicht durch Seitenkräfte beanspruchten Gefäßes erreicht. Diese Bauart hat aber den Nachteil, daß die Fördermaschine schlecht zugänglich ist und bei einem etwaigen Liebertreiben (Zuweltgehen des Förderkörbes) beschädigt werden kann. Bei der Trommelförderung ist diese Anordnung ohne weiteres nicht möglich, da sich — wie oben schon gesagt — die Stelle, wo das Seil von der Trommel abgeht, während des Treibens (Fahrts) seitlich verschiebt und die Fördergefäße daher nicht senkrecht, sondern schräg beeinflusst würden.

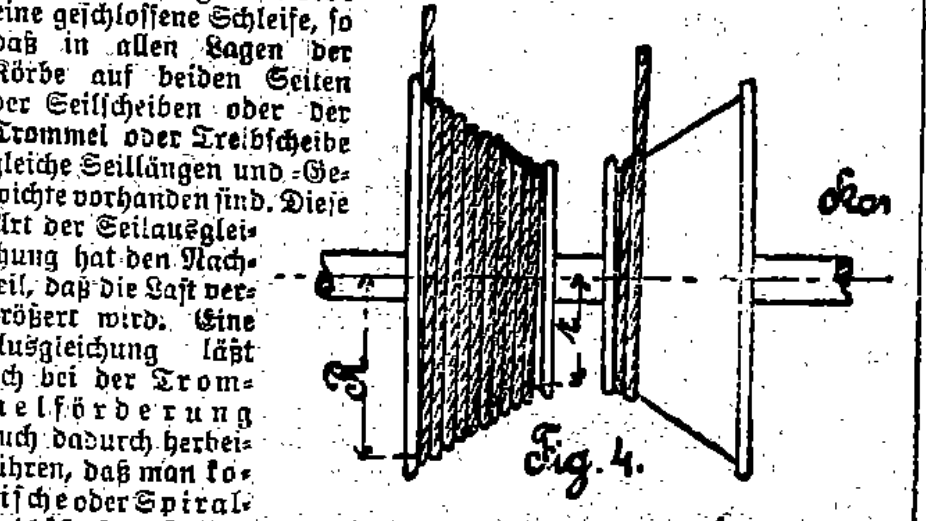


Diesem Vorzügen der Kropfförderung stehen große Nachteile gegenüber. Bei der großen Geschwindigkeit (bis zu 12 m/sec), die bei der Seilfahrt entwickelt wird, kann es vorkommen, daß das Seil — das ja nur durch die Reibung mitgenommen wird — beim plötzlichen Anhalten der Förderwerke rutscht und ein Abertreiben mit allen seinen Folgen eintritt. Durch geeignete Seilschmiere oder Vergleite des Seils kann diese Gefahr des Rutschens gemindert werden. Ein weiterer schwerer Nachteil ist der Umstand, daß beide Körbe an einem und demselben Seil hängen und daher bei einem Seilbruch beide Körbe in die Tiefe stürzen. Auch kann man, wie das bei der Trommelförderung möglich ist, nicht das Seilende (am Korb) abhauen zwecks Prüfung des Seils, da ja keinerlei Überhöhung an Länge vorhanden ist. Eine Förderung von verschiedenen Seilen ist auch ohne weiteres nicht möglich, da eine Veränderung der Seillänge (Abstand der beiden Förderkörbe) nicht ausführbar. Bei der Trommelförderung hilft man

sich in diesem Falle durch das sogenannte „Umfließen“ einer Trommel, wobei das eine Seil ab- oder aufgewickelt wird.

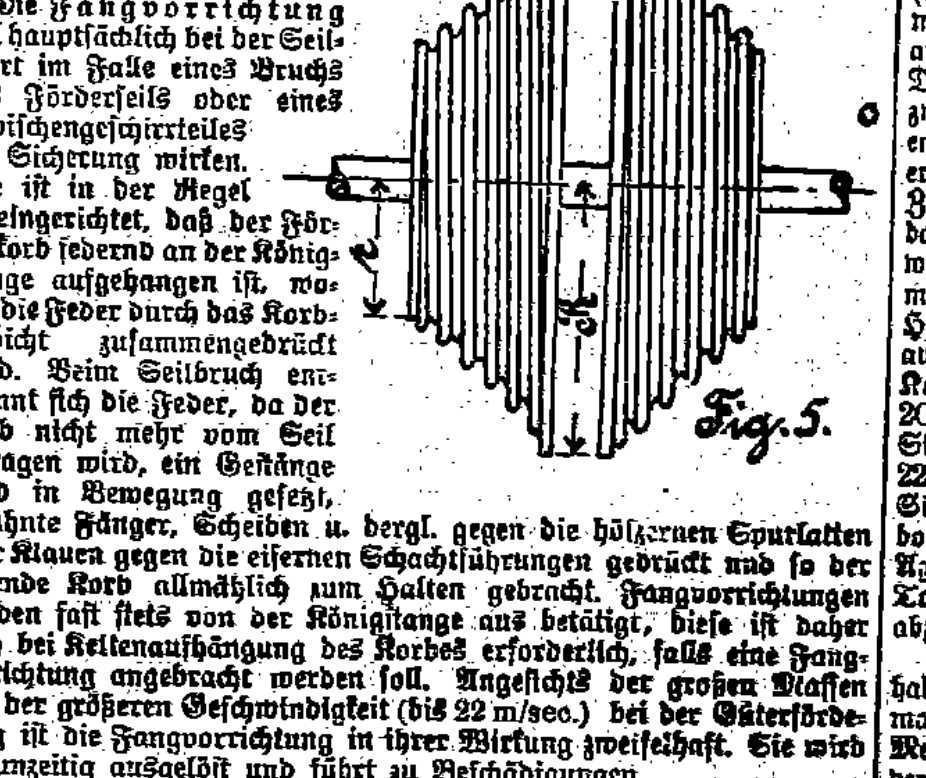
Eines der wichtigsten Bestandteile der Schachtförderung ist das Förderseil. Fängt doch von seiner Beschaffenheit und Güte in erster Linie die Sicherheit des Betriebes sowie Leben und Gesundheit der Bergleute ab. Die Förderseile sind jetzt fast ausschließlich aus Stahldraht und werden zum Schutze gegen Rost vergalvanisiert oder mit saurefester Schmiere eingeleitet. Die Drahtseile sind aus 6 bis 7 Litzen hergestellt, die schraubenförmig in einer Reihe nebeneinander um eine „Seele“ aus geteilter Zute gewunden sind, also „Draht“, das heißt Neigung zum Aufwinden haben. Die Seele hat den Zweck, die gegenseitige Reibung der Litzen und damit der Verschleiß zu verringern. Jede Litze besteht wiederum aus einzelnen Drahten — gewöhnlich runden von 1,7 bis 2,8 Millimeter Durchmesser —, die schraubenförmig um eine Hanfseele oder um Kerndraht gewickelt sind.

Das jeweilige Seilgewicht über dem nach oben gehenden Korb bis zur Seilscheibe ist dem von der Maschine zu bebenden Gewicht (Korb mit Fördergut) zuzugählen. Während des Treibens ändern sich die beiderseitigen Seillängen und Gewichte ständig. In der Mitte gegenüber stehen, gleichen sich die Seilgewichte aus, während im übrigen auf der einen oder anderen Seite ein Seilberggewicht vorhanden ist und dadurch das Fördergewicht vergrößert oder verkleinert wird. Damit nun an der Trommel bzw. Treibseilföhrer das Drehmoment unverändert bleibt, die Fördermaschine somit stets die gleiche Arbeit zu leisten hat, wird das Seilgewicht ausgeglichen. Hierzu bedient man sich gewöhnlich des Unterseils, das mit dem einen Ende an dem einen und mit dem anderen an dem zweiten Förderseil durch die Förderkörbe eine geschlossene Schleife, so daß in allen Wagen der Korb auf beiden Seiten der Seilscheiben oder der Trommel oder Treibseilföhrer gleiche Seillängen und Gewichte vorhanden sind. Diese Art der Seilausgleichung hat den Nachteil, daß die Last vergrößert wird. Eine Ausgleichung läßt sich bei der Trommelförderung auch dadurch herbeiführen, daß man konische oder spiralförmige Seilföhrer (Fig. 3 bis 5) verwendet, wobei dann das abgehende Seil sich von dem größeren Durchmesser seines Seilkorbes auf den kleineren ab- und das aufgehende sich von dem kleineren auf den größeren Durchmesser aufwickelt. Die Ausgleichung wird also durch die jeweilige verschiedenen Aufwindungsdurchmesser der beiden Seilföhrer bewirkt; zum Beispiel zieht der unten befindliche Förderkorb mit dem darüber hängenden Seilgewicht an dem kleineren Seildurchmesser, während der oben befindliche (ohne größeres Seilgewicht) an dem größeren Seildurchmesser R angeht. Sind die Förderkörbe in gleicher Höhe, so sind auch die Aufwindungsdurchmesser beider Seilföhrer gleich. Das Drehmoment (Last x Hebelarm) für die Maschine ist somit in jeder Stellung dasselbe. Mit dieser Form der Seilausgleichung sind verschiedene Nachteile verbunden (großes Gewicht der Seiltrommeln, Gefahr des Auspringens bei den Spiralseilföhrern usw.), so daß sie in Deutschland wenig in Gebrauch ist.



Zur Ermöglichung eines guten Wagenwechsels sind vielfach an Hängebank und Füllort Aufstellvorrichtungen (auch Schachtfallen und Rebs genannt) oder auch Schwenkföhrer vorgesehen, die unter den Korb geschoben oder geklappt werden können. Mancherorts läßt man die Aufstellvorrichtung am Füllort fort, wenigstens bei der Seilfahrt, um das harte Aufsetzen zu vermeiden. Es wird dann am freien Seile auf- und abgehoben.

Die Fangvorrichtung soll hauptsächlich bei der Seilfahrt im Falle eines Bruchs des Förderseils oder eines Zwischengefahrteiles als Sicherung wirken. Sie ist in der Regel so eingerichtet, daß der Förderkorb federnd an der Königslänge aufgehängt ist, wobei die Feder durch das Korbgewicht zusammengebrückt wird. Beim Seilbruch entspannt sich die Feder, da der Korb nicht mehr vom Seil getragen wird, ein Gefänge wird in Bewegung gesetzt, gezahnte Fänger, Scheiben u. dergl. gegen die hölzernen Spurlatten oder Klauen gegen die eisernen Schachtführungen gedrückt und so der fallende Korb allmählich zum Halten gebracht. Fangvorrichtungen werden fast stets von der Königslänge aus betätigt, diese ist daher auch bei Kettenaufhängung des Korbes erforderlich, falls eine Fangvorrichtung angebracht werden soll. Angesichts der großen Massen und der größeren Geschwindigkeit (bis 22 m/sec.) bei der Güterförderung ist die Fangvorrichtung in ihrer Wirkung zweifelhaft. Sie wird oft unzeitig ausgelöst und führt zu Beschädigungen.



Wichtig sind auch Sicherungen gegen das Abertreiben des Fördergefäßes, also gegen das Zuweltgehen an Hängebank und Füllort, wobei der Korb gegen die Seilscheiben stoßen oder am Füllort hart aufsetzt und zu Unglücksfällen und Beschädigungen führt. Die Sicherung kann erfolgen durch Annäherung oder Berührung der Spurlatten oberhalb der Hängebank und unterhalb des Füllortes, oder an der Hängebank mittels einer Vorrichtung, die im Anfang des Abertreibens die Verbindung zwischen Förderkorb und Seil löst; der bei der Seilauflösung folgende Korb wird entweder von der Auslösvorrichtung selbst gehalten oder fällt auf eine sich selbsttätig in den Schacht einziehende Rostschachtelle. Andere Vorrichtungen wollen durch Kontrolle der Fördermaschine das Abertreiben verhindern. Es sind dies Leuchtenscheiben mit Warnlampen — die den jeweiligen Stand der Förderkörbe im Schacht anzeigen — und Geschwindigkeitmessler, die die Geschwindigkeit der Fahrt anzeigen. Auch gibt es Geschwindigkeitregler, die in Verbindung mit einem Leuchtenscheiben zu großer Geschwindigkeit vor den Anschlägen die Dampfmaschine aufzuwerfen und den Drosselventil schließen, oder den Steuerhebel der Maschine in die Mittellage zurückziehen und so die Maschine stillsetzen. Zur Verhinderung zwischen Füllort und Hängebank einerseits und zwischen Hängebank und Fördermaschine andererseits sowie zur Verhinderung von einer beliebigen Stelle des Schachtes aus (bei Reparaturen usw.) dienen Signallampfen, die durch mechanische (hörbar) oder optische (sichtbar) sind und auf mechanischem oder elektrischem Wege betätigt werden. (Schriften: Seil-Seilföhr, Bergbau-)

Die Werkstattzeichnung

Wir gehen nun einen Schritt weiter und nehmen einen Körper, der aus geraden und gebogenen Umgrenzungen gebildet wird, so wie er in Abb. 20 dargestellt ist. Wir haben bei diesem oben, in der Mitte und unten gerade Begrenzungsflächen, während der Mantel aus einer zu einem Zylinder gebogenen Fläche besteht. Wenden wir nun hier dasselbe Verfahren an, die einzelnen Seiten auf die entsprechenden Wände zu werfen, so erhalten wir für den Aufsicht das Bild nach

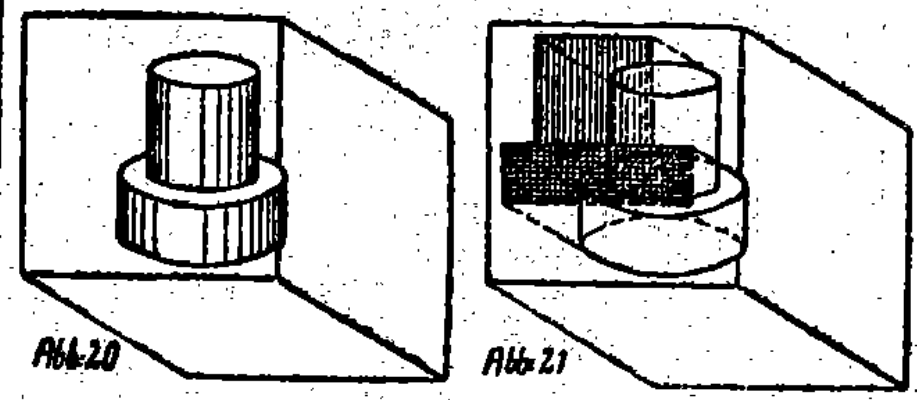
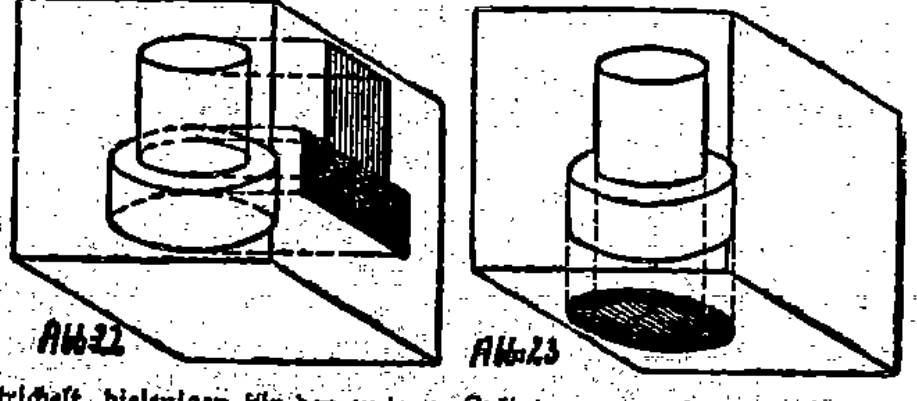


Abb. 21, bei welchem jeder Teil für sich behandelt wurde, also der obere Zylinder — die Fläche ist gerade gestrichelt — und der untere Zylinder — die Fläche ist gekrümmt gestrichelt — und finden hierbei, daß in dieser Ansicht keinerlei gekrümmte Linie zum Vorschein kommt. Wie ist dies zu erklären? Nehmen wir einmal einen solchen oder einen ähnlichen Körper zur Hand, irgend einen runden Bolzen, der einen runden Bund hat, und betrachten aus diesen so, daß die Fläche, die wir betrachten, stets senkrecht zu unserm Auge steht. Wir werden dann sehen, daß die ganze Fläche als Linie erscheint, so, wie es in der Abb. 21 durch die Kurvenlinien erfolgt. Die gleiche Erscheinung haben wir bei Abb. 22 — Seitenansicht —, ebenfalls nur gerade Linien, die hier allerdings verzogen erscheinen, da die Wand in Perspektiv gezeichnet ist. Einzig und allein der Grundriß nach Abb. 23 weist die gebogenen Linien auf, dafür aber keinerlei gerade. Auch diese Linien, die sich in Wirklichkeit als Kreise darstellen, wie wir dann sehen werden, erscheinen verzogen, da auch sie sich den Gesetzen der Perspektive zur besseren Anschaulichkeit unterwerfen mußten. In sämtlichen Ansichten sind die Flächen, welche zu dem oberen Zylinder gehören, einfach ge-



strichelt, diejenigen für den unteren Zylinder aber gekrümmt. Wenn wir uns an Stelle der Kurvenlinien Geraden vorstellen würden, also in diesem Falle nehmen wir an, wir hätten zum Beispiel um den unteren Zylinder einen Papierstreifen gewickelt, welcher so breit ist, daß er den Grundriß berührt, und wir würden dann die Linie nachzeichnen, mit welcher der Papierstreifen auf dem Grundriß aufzuliegen kommt, so würden wir eben wieder einen genauen Kreis bekommen.

Die Schleifseiben

Es werden für die Bearbeitung der Metalle hauptsächlich zwei Arten von Schleifseiben hergestellt, die aus Korund und die aus Karborundum. Die Schleifseiben aus Korund bestehen entweder aus natürlichem, das heißt in der Natur gefundenem oder aus künstlich hergestelltem Korund. Dieser wird durch wiederholtes Schmelzen von Bauxit im elektrischen Ofen und durch elektromagnetische Behandlung erhalten. Der Gehalt des künstlichen Korund an reiner Tonerde (Al₂O₃) kann bis zu 92 % betragen, während der natürliche Korund mitunter bis zu 30 % Verunreinigungen enthält. Es ergibt sich daraus, daß auch der Härtegrad des Korund sehr verschieden sein kann. Der Wassergehalt in der Scheibe aus natürlichem Korund schwankt zwischen 1 bis 3 %; er benachteiligt die Güte der Scheibe. Andererseits enthält der künstliche Korund, abgesehen von seinem hohen Tonergehalt, kein Wasser und ergibt eine Scheibe von gleichmäßiger Zusammenziehung. Die Bedeutung der Schleifseibenindustrie erhellt daraus, daß von 500 000 Tonnen in den Vereinigten Staaten verwendetem Bauxit 100 000 Tonnen für die Herstellung von Schleifmitteln verwendet wurden. Die Härte des Korund im Vergleich zur Härte 16 des Diamants besitzert sich auf 8, die des Karborundum auf 9. Das Karborundum wird heute durch Schmelzen von Sand mit Koks im elektrischen Ofen gewonnen nach den Gleichungen: SiO₂ + 2C = Si + 2CO und Si + C = SiC. Die Entzündungstemperatur des Siliciumdioxid oder Karborundum beträgt 1840 Grad; oberhalb 2240 Grad wird es zerlegt und ergibt Graphit und verflüchtigtes Silicium. Für die Herstellung der Schleifseiben werden die Karborundföhrer mit Ton und Kieselsäure unter Druck vermischt, dieses Agglomerat 5 bis 6 Tage lang auf 1300 Grad erwärmt, wobei der Ton verglast und die Körner bindet. Es genügt dann, die Scheiben abzudrehen und abzulehren.

In Bezug auf ihre Härte teilt man die Scheiben ein in weiche, halbharte, harte, sehr harte und besonders harte. In der Regel nimmt man an, daß eine weiche Scheibe für die Bearbeitung der harten Metalle und umgekehrt eine harte Scheibe für die weichen Metalle zu verwenden ist. Bei der Wahl einer Scheibe darf man nicht von dem Gesichtspunkt ausgehen, daß eine harte Scheibe dem Verschleiß länger widersteht, vielmehr ist die auszuföhrende Arbeit in Betracht zu ziehen. Zur Vermeidung von Unfällen ist auf die Gefahr der Abplatzungen von der Scheibe und auf die Funken besonders zu achten; zu diesem Zweck werden die Scheiben mit Schutzblechen ausgerüstet. Derartige Abplatzungen haben ihre Ursache entweder in einem Fehler der Schleifseibe selbst oder in einem Riß in der Scheibe, der durch Stoß, unvollständige Trocknung, durch Frost oder durch zu schnelle Abführung entstanden sein kann, oder in einer für die vorgesehene Arbeit zu großen Geschwindigkeit oder in einer fehlerhaften Ausführung der Einrichtung. Die Umdrehungsgeschwindigkeit ist innerhalb der bestimmten Grenzen einzuhalten und sie hängt ab von der Art des zu bearbeitenden Stückes, vom Korn und von der Härte der Schleifseibe. Im allgemeinen ist die Geschwindigkeit um so geringer, je härter die Scheibe ist, während eine weiche Scheibe eine um so höhere Geschwindigkeit aufweisen kann.

Für das Arbeiten an der Schleifseibe sollten nur solche zugelassen werden, die mit der Handhabung dieses Werkzeuges und den zu ergreifenden Vorsichtsmaßnahmen vertraut sind. Diese Schutzmaßnahmen sind: 1. Langsames Anbetriebsnahme der Scheibe mit fortwährendem Anhalten. 2. Kein Überschreiten der zulässigen Geschwindigkeit während der Arbeit. 3. Ausruhen nach beendeter Arbeit. 4. Vermeidung von Stößen während des Schleifens. 5. Prüfung der Scheibe von Zeit zu Zeit auf etwaige Risse. 6. Ausführung der Schleifarbeit mit Schutzhülse. 7. Prüfung der Einpannung und der Lager. 8. Vermeidung, daß die Scheiben im Winter dem Frost ausgesetzt sind. 9.



Familie und Heim



Rationalisierung in der Küche

Den größten Teil des Tagewerks hat die Frau in der Küche zu verrichten, je größer die Familie, desto mehr Arbeit wartet, desto häuslicher muß mit allem umgegangen werden: Mit den Mitteln, mit der Zeit — und mit der Kraft. Jawohl — man soll und kann das Wunder fertigbringen, trotz wachsender Aufgaben Kräfte zu sparen, trotz spärlicheren Kraftaufwands mehr zu leisten als früher.

„Ja,“ wird man ausrufen, „wenn man sich eine neue Küche mit allen Hilfsmitteln, Maschinen und allen Annehmlichkeiten angeschaffen das Geld hat, wie sie jetzt in den Ausstellungen zu sehen sind, dann ist das wohl möglich.“

Zugegeben — aber es ist auch möglich, sich vieles zu vereinfachen, indem man bei dem Vorhandenen bleibt — nur der Geist muß mithelfen! Nachdenken muß man, die Augen offen haben auch für die geringfügigste Kleinigkeit! Und losreisen muß man sich können von dem Althergebrachten, das man gewohnheitslos so tut, wie es schon Mutter und Großmutter getan haben. Unsere Großmutter aber war eine Frau, die nicht so kampfbereit im Leben stehen mußte, wie wir es heute müssen. Sie hatte Beschaulichkeit und Zeit — nichts wußte sie von dem Hasten und Jagen des Heute — nichts von der Festigkeit des Kampfes, wie wir ihn jetzt durchhalten müssen.

Also reifen wir uns los von dem, was überlebt ist. Schützen wir das reichlich Gute des Früheren, des Bestehenden und nutzen wir es aus zu unserm Wohl und dem der Unseren!

Raum sparen! Ist eins der heutigen Gebote. Die Küche soll Koch- und Spülraum sein, Aufbewahrungsort der Hausgeräte — zum Wohnen soll sie eigentlich nicht dienen, denn der Küchengeschmack macht die Räume nicht behaglicher. Haben wir also eine kleine Küche, so jammern wir nicht mehr drüber, denn wir haben ja keinen Gasthaushalt. Aber machen wir aus der Kleinheit des Raumes eine Tugend: Wasserleitung und Herd sowie die Lage des Fensters sind drei wichtige Punkte. Nach deren Lage muß man die Anordnung der sonstigen Küchenmöbel und Geräte zweckmäßig bestimmen.

Der Küchentisch soll zwischen Wasserleitung und Herd, möglichst von beiden Stellen aus bequem erreichbar, seinen Platz finden. Die Hausfrau soll nicht laufend und abertausend nutzlose Schrittden von einem Arbeitsfeld zum andern trüppeln müssen, denn das ermüdet mehr als stundenlanges Wandern. Was für ein Ergebnis gäbe es, wenn man mal einer geschäftigen Frau einen Schrittzähler ans Schürzenband hänge! Der Küchentisch soll nicht direkt unterm Fenster stehen, es sei denn, daß dieses besonders hoch angebracht oder mit anderen, nicht leicht zu öffnenden Scheiben versehen ist. Einmal besteht sonst die Gefahr, daß der geöffnete Fensterflügel Geruch auf dem Tisch umwirft, andererseits verläßt der Tisch am Fenster die Kinder zum Kleiden und Hinansetzen mit derlei nicht schmecklichen Dingen. Der Tisch soll aber so stehen, daß man das Licht beim Arbeiten nicht im Rücken hat, sondern von vorn seitlich (Fenster) oder von oben (Küchenlampe). Eine Lampe über dem Herd ist, wo elektrisches Licht verfügbar, außerordentlich praktisch.

Hat der Küchentisch ein unterhalb eingehängtes Brett zur Aufnahme von Töpfen usw., so soll man es, wenn nicht ganz entzerren, so doch mit einer ausgelegten Schweißung versehen, damit die Frau am Tisch auch bequem sitzen kann. Jawohl! Es ist ein alter Sprichwort, daß nur Frauen sich zur Küchenarbeit eignen. Man kann sehr gut, ist nur der Tisch entsprechend praktisch, am Küchentisch überm Kartofseln schalen, Gemüse waschen usw. Man spart Kraft dabei, man ruht aus, und darauf kommt es an. Hat man dann noch die Vorhaut gebrannt, den Küchentisch bei aller Hautierung mit Zeitungspapierbogen zu belegen, in denen man bequem Schalen, Abfälle usw. aufhängen und das zusammengepackte Papier dann in den Herd oder Mülleimer bringen kann, so hat man wieder allerhand geparkt: der Tisch bleibt sauber, Schalenreste usw. fallen nicht auf den Fußboden, der gesamte Abfall ist mit zwei Handgriffen fortzuarbeiten. Das wäre der Küchen Tisch.

Der Küchenschrank ist durch die Mode der letzten Zeit fast mehr ein Schmuck- als ein Gebrauchsgegenstand geworden. Plattenblech, Schmelzeisen, Glascheiben usw. sehen sehr hübsch aus, wollen aber gepflegt und saubergehalten sein. Ob es aber nun solch ein Hiertisch ist oder ein einfacher gestrichelter Schrank — immer schätze man ihn vor der allzu großen Nähe von Herd und Wasserleitung. Es würden ihn sonst die Hitze und die spritzenden Wassertropfen allzu rasch sein Äußeres verderben; das selbst bei einer einstufigen Küche, hübscher sein soll. Das muß sein: Feueres ist ja, daß der Küchentisch die praktischen Einlagen in Form von Drahtgeschichten oder Rosten, die man sich billig beschaffen kann. Man verstaube es nur einmal, wie sehr man den Schrank schon und ihn auch innen sauber hält und abschleift, wenn man die Töpfe — eiserne, Email- oder irgendwelche Töpfe — nicht direkt in den Schrank, sondern auf solche Roste stellt. Papier hält in solchen Fällen als Einlage nichts aus, es zerfällt, die Roste hängen — und im Anhalt ist es unvorstellbar im Schrank aus.

Die Wand mit allerlei Geräten zu behängen, war Großmutterbrauch. Wir wollen aus dem lieber abgewöhnen. Die Fingerringe im Sommer, der Stuhl, der Kochtopf haben jauch schon viel Platz, Spaten daran zu hinterlassen, deren Entfernung und Zeit und Mühe kostet. Hat man einige schöne Gläser, Krüge oder Ähnliches, so stelle man sie im Winkel des Schrankes zur Ecke. Aber man bewahre möglichst alles so auf, daß es nicht verstaubt und verstaubt. Offene Tellerborte haben nur die Geschirre enthalten, die laienmäßig immer und immer wieder benutzt werden müssen, wie die Tassen und Teller für den täglichen Gebrauch. Die kann man schon bequemlichkeitsvoller im offenen Schrankbereich aufbewahren. Neben aber auch Teller, Krüge und Schüsseln gehören, wenn man nicht ein Schrankversteck dafür hat oder eine Wandnische, hinter einer Vorhang. Diese aufgehängt, um die Vorhänge zu schonen; Tassen und Krüge, angehängt, zum Trocknen aufgehängt — niemals pulverförmig behaltend heranzuliegen lassen! Das hat Bedeutung!

Speisereste bewahrt man außerhalb der Küche auf. Hat man kein Speisemagazin, so richte man eine große Kiste mit verbleibendem Deckel her, indem man Bretter hineinschiebt und die Kiste schließt und indem man mit Fliegengewebe bedeckte Tücher abdeckt. Die Kiste kann im Vorgang, im Hof oder sonst an einem kühlen Ort stehen. Man kann sie mit Kalkwasser besprühen, dann läßt der Käse nicht

Den Herd lasse man von einem Fachmann nachsehen, damit er guten Zug hat und nicht zuviel Kohle frisst. Man sollte, wenn der Hausbesitzer unzugänglich ist, die paar Pfennige für den Handwerker nicht scheuen, denn die Ausgabe macht sich bezahlt.

Haben wir so die Anordnung unserer Küchenmöbel erprobter Rationalisierung angepaßt, betrachten wir unsere Küchengeräte. Schadhafte Emailtöpfe schalte man aus der Reihe der Kochgeschirre aus. Sie sind höchstens für in der Schale gebrachte Kartoffeln oder zur Warmwasserbereitung zulässig. Neue Töpfe in Email kaufe man nur in guter Ware, lieber einen Topf weniger, aber einen haltbaren! Emailtöpfe nimmt man erst in Gebrauch, nachdem man in die neuen Töpfe kaltes Wasser gießt, es darin auf dem Herd oder der kleinen Gasflamme langsam zum Kochen bringt und dann wieder erkalten läßt. Dieses Verfahren schützt die Emailschicht, allerdings muß man den allzu raschen Inhaltwechsel von heiß und kalt vermeiden. Angebranntes wische man los und entferne hartnäckige Reste nur mit einem der überall käuflichen Topfreiniger. Niemals mit einem Messer abkratzen!

Aluminiumtöpfe sehen hübsch aus, sind gesundheitlich einwandfrei, bedürfen aber besonderer Pflege. Man kaufe auch hier nur gute Ware, möglichst ohne Wulst am oberen Rand, da in die Rillen sich leicht Speisereste setzen, die mühsam zu entfernen sind. Neue Aluminiumtöpfe bewahre man zuerst zum Kochen von Milch, dann bleiben sie innen länger blank. Ist einmal ein

Arbeiterinnen

Von der gleichen Mühe stets umgeben,
gehn die Tage grau an mir vorbei,
Nenn es, wie ihr wollt, nur nennt's nicht Leben,
dieses stumpfe, öde Einerlei.

Schon in meine frühen Mädchenträume
kreischte Räderlurren, schrill und laut,
Wände staub- und lärmgefüllter Räume
haben meinem Welken zugelaugt.

Der Maschine hier, davor ich stehe,
war ich lange vor dem Mann vermählt,
Was zerbrach in dieser harten Ehe,
oft hab ich es trauernd überzählt.

Weich sind meine Hände nie gewesen,
Gelenk ist so hart fast wie die Not.
Schaut hinein und wolt: Ihr könnt drin lesen
von dem schweren Kampf um Licht und Brot.

Zwischen Fron und kleiner Freude gehen
weiterhin die Tage grau vorbei.
Einmal aber muss die Sonne leben
auf das trübe, stumpfe Einerlei.

Karl Wäger

Topf innen schwarz angelassen, so erhitze man darin Wasser, dem man etwas Weinsäure beifügt. Mit Soda darf Aluminiumgeschirr keinesfalls nicht in Berührung kommen.

Leinwand verwendet man ihrer Zerbrechlichkeit wegen ja nur noch selten, immerhin sind sie für das Kochen von Obst u. dergl. wertvoll, ebenso auch für das Konfektieren von Fett, wovon noch später die Rede sein wird.

Praktische Neuerungen, die nicht viel Geld kosten, sind für die Küche die folgenden:

Siebe oder Sieber mit austauschbaren Böden in verschiedenen Loch- oder Drahtgewebefürten.

Schneidmesser in Form eines Korbholzes, nur besteht die Klinge aus runden Messern, mit denen man mühelos Gemüse usw. zerkleinert. Kartoffelschneider haben Ringform mit zwei gegenüberliegenden Drähten in der Art der für das Eier schneiden im Handel befindlichen kleinen Apparate.

Töpel zum Suppenschöpfen und dergleichen mit Nase oder Ausgussflügel.

Reinigt man nun noch bei allen Neuanschaffungen von Geschirr oder Geräten die Formen, die für das Reinigen und das Hautieren ungewöhnlich sind und versucht eine Einheitsart in das Ganze zu bringen, so sieht bald unsere Küche zwar nicht so modern aus wie die heutigen „Ausstattungs-Küchen“, aber wir haben die Vermutung, ohne Verharmung des Alten, Erprobten und ohne läppische Neuanschaffungen dasselbe, vielleicht Besseres erreicht zu haben, nämlich etwas, was dem engagierten Rahmen unserer Mittel entspricht und hoch den Zweck erfüllt, was Frauen zu entlasten. Das war also unsere rationalisierte Küche!

Ausverkauf

Es gibt wohl für die Frauen kein Wort, das so mit ganz unübersehbarer Kraft laut und nicht nur durch den Klang, wie das Wort „Ausverkauf“ von großen Massen kündigt es uns entgegen, ganz Eiten der Logik entgegen den Ruf: „Ausverkauf! Ausverkauf!“ Und in hunderttausend Fällen werden es die Lichter der Großstadt ins Nachtlicht: Ausverkauf!

Der Ruf erregt — und die Wirkung bleibt nicht aus. Jeht zurück, geht auf und werdet schweigend aus ihrem Saal geholt, auch das Schicksal wird eingeholt — nur damit man nicht in Verlegenheit kommt... natürlich... Und dann geht man hin — einmal vor den Einkaufswagen noch einmal die hand und aber laufend lösenden Verkaufswagen in sich auf — verstaubt sie hoch und heilig, nur das zu tun, was unbedingt notwendig und was wirklich günstig ist. Man kehrt den Rücken, aber es die Einkäufe lassen... und man ist der Stadt ausgeliefert, die drinnen herrscht.

Nach Stunden erwidert jemand vom Gedränge, vom Warten an Regalen und Warenregalen, kommt man wieder heranzu, um des Einkaufswagens, so hat man. Aber man läßt nicht mit der Einkaufswagen, man geht lieber, denn man hat doch dies und das gekauft und eigentlich mehr angekauft, als es notwendig war. Man muß nun eben ein wenig sparen. Dafür hat man aber in tausendmal viel Besseres die herrlichsten Sachen. Man muß das sein und die er-

worbenen Schätze ausbreiten können vor dem Mann, vor der Freundin, vor der Nachbarin.

Dazu kommt es zwar nicht gleich, denn man kommt so knapp von der Tischzeit heim, daß erst mal das Essen auf den Tisch kommen muß, aber dann...

„Mutti, ich muß meine Schuhe zum Schuster tragen,“ sagt der große Junge. — „Der Gasmann war da mit der Rechnung,“ sagt das Mädchen. — „Wir könnten von meinem Arbeitskollegen einen dauerhaften kleinen Wagen kaufen für das Gartengerät — kannst du mal 5 M. dazugeben einsteilen, Mutter?“ fragt der Ehegatte.

Mutter hantiert geräuschvoll mit ihren Küchentöpfen. Zu dumm, daß die nun alle mit diesen Sachen jetzt kommen, wo sie heute früh solviel Geld ausgegeben hat. Es muß ja natürlich auch so gehen. Die Schuhe müssen zum Schuster, der Gasmann muß sein Geld bekommen — und mit dem Wagen, nun, das muß irgendwie auch gemacht werden, wenn nicht diese, dann nächste Woche. Da heißt es nun eben, noch mehr sparen.

Aber am Abend, als sie allein ist, holt sie zögernd die Patete vom Vormittagsverkauf vor und öffnet sie. Wenigstens daran will sie sich freuen, daß sie gut eingekauft hat. Der Nachbarin sagt man lieber nichts, denn wenn die den Gasmann unerrichteter Sache hat fortgehen sehen — es wird immer gleich was geredet.

Die Mutter faltet den Stoff auseinander, um ihn zu betrachten — ach — wie ärgerlich — gerade in der Mitte ein großer Wehfehler — deshalb wohl auch der billige Preis. Nun ja... Ausverkauf! Und die bunten Bänder freuen sie gar nicht mehr, denn sie passen wirklich nicht aufs Bettlo. Die muß man mal irgendwie als Geburtstagsgeschenk oder so weitergeben. Das Geld hätte man sparen können.

Und schließlich beschleicht Mutter's Herz an Stelle der erwarteten Freude und Beugung über ihren „guten Einkauf“ ein sehr unangenehmes Gefühl von Enttäuschung und Mißvergnügen. Daß man nur immer wieder auf diese Ausverkaufszettel hineinfällt! Wie glatt hätte das alles gehen können, wenn sie jetzt die 10 M. noch hätte!

Der Inhaber des großen Warenhauses aber schmunzelt über das gute Geschäft und erklärt seiner Gattin, die gelangweilt und übergelaunt auf dem Ruhebett sich regelt:

„Du sollst deinen Willen haben, Mausl... du darfst an die Offize fahren. Ich muß nur morgen gleich mal mit den Abteilungsleitern sprechen, wie wir den nächsten großen Rauschverkauf benennen wollen — Ausverkauf — das geht immer...“

Impfgeschverband

Die erste Impfung bringt für unsere Kleinen allerlei Unangenehmes mit sich. Der Verlauf der ganzen Unpässlichkeit kann natürlich nicht geändert, wohl aber gemildert werden, ohne daß man mit den Vorschriften der Ärzte usw. in Widerspruch kommt. Ich habe meine Kinder nicht im frühesten Alter impfen lassen, sondern mit allen Mitteln erreicht, daß sie schon etwas kräftiger und über die Schwierigkeit des Jahrs hinaus waren: Hat man einen vernünftigen Hausarzt, so wird er dieses Bestreben unbedingt unterstützen. Einmal ist das Kind an sich kräftiger, dann aber auch ist es bereits in einem Alter, wo man es während der kritischen Tage irgendwie ablenken unterhalten oder beschäftigen kann, wo Zureden hilft und überhaupt das kleine liebe Menschlein schon eher zu behandeln ist.

Zur Impfung selbst nahm ich mir einen Wattenbausch mit, den ich sofort nach erfolgter Impfung auf die Impfstelle legte und dann erst darüber Tücher und Klebchen des Kindes zog. Ich sorgte für guten Stoffwechsel bei dem Kinde, für lustige Kleidung und buchstäblich kühlende Getränke, gab ihm keine schwerverdaulichen Nahrungsmittel und beobachtete die Entwicklung der Impfstellen genau. Sobald sich die erste Rötung um den Schnitt zeigte, bestrich ich die Stellen mittels eines Wattenbausches mit Mandelöl. Bei zunehmender Rötte legte ich über die mit Mandelöl bestrichene Stelle ein vierfaches Stück Verbandmull, darauf einen Wattenbausch, den ich mit einer schwachen Lösung von essigsaurem Zonerde getränkt hatte. Diesen Wattenbausch deckte ich mit einem kleinen Stück Otluch, wie man es für Priechnimpfgeschwulste verwendet. Das Ganze wurde umwickelt und befestigt ich durch Überbinden des Impfstückverbandes.

Ich habe durch entsprechendes Wechseln der kühlenden Auflage und dadurch, daß durch den Verband die Impfstelle vor Druck und Stoß geschützt war, erreicht, daß die Kinder nicht unruhig schliefen, nicht kratzten, daß jede Übertragung von der Impfstelle auf andere Körperstellen vermieden wurde. Nach wenigen Tagen war die Sache darüber, die Befestigung durch den Impfstoff ergab das notwendige Ergebnis des „Erfolgs“ — und meine Kleinen haben keinerlei Beschwerden während und nach der Impfung gehabt. M e g a.

Die Jungfrau

Ein Unglück kommt selten allein. Erzählen wir! Tiroler sind fromme Leute. Besonders die Dörfler. Gesellenvereine und Jünglingsvereine und Jungfrauenvereine sorgen für christliche Erziehung der Dörfler. Nicht in Tirol macht mit seiner Jungfrauenkongregation keine Ausnahme.

Kirchenspiele werden von Marienkindern mit Jungfernbändern gefeiert.

Heiligster Tag der Marienfinder ist Marias Empfängnis! Reife Jungfrauen gehen züchtigen Ganges an diesem Tage unter Führung der strengen Vorsteherin zur Kirche. Lobpreisen die Reinheit des Leibes.

Nun geschah es in Nieß, daß am Tage Maria Empfängnis die Marienfinder ohne die Vorsteherin in die Kirche gehen mußten. Rätselraten begann. Kränze! Eicher! Bedauert wird die Vorsteherin!

Gerüchte tauchten jedoch auf. Aber die Vorsteherin der Jungfrauenkongregation. Man müdelte über sittlichen Lebenswandel! Licht bringt ins Dunkel.

Am Tage Maria Empfängnis (ausgerechnet) bekam die jungfräuliche Vorsteherin der Jungfrauenkongregation... Zwillinge! Unglück kommt nie allein! Diesmal waren es sogar Zwillinge! S. F. im Textilarbeiten

Die Küche der Rot. Kochen ist ein Stück Chemie, also eine Wissenschaft. Diese Chemie für den Leib ist aber nur dann durchzuführen, wenn die chemischen Bestandteile vorhanden sind. Sie fehlen vielen in dieser Zeit der Not, und damit fehlen vielen Tausenden auch diese als so lebensnotwendig erkannten Vitamine.

Dr. Sonne fordert die Ärzte in der „Mund.“ med. Wochenchrift“ auf, das Volk über diese Ernährung der Not aufzuklären. Nicht all Erfaß für das Gute und Notwendige, sondern aus der Not heraus. Und in diesem Sinne ist es ein Ratsschlag, der Beachtung verdient.

Für die A-Vitamine fordert Dr. Sonne eine Verwendung des Seehais beim Braten, wie es bei den norddeutschen Fischerfamilien üblich ist. Dazu: dünne Butter ist besser als dicke Margarine. Besonders die schwächlichen Kinder müssen Seehais haben. Demnächst ein Ei den jartesten Kindern geleist, indem man es schlägt. Für das B-Vitamine fordert Dr. Sonne das Schwazbrot und Hafersalat und grobe Gerstengraupen. Und für das C-Vitamin den Kohl, Salat, gelbe Buzeln und süßlichen Zitronensaft. Die Dr. Sonne angibt, hat er mit dieser Ernährung in seiner eigenen Tätigkeit „ganz gute Erfolge erzielt“. Weißbrot, Butter, alter Käse und Mäckerische werden als unvorzuziehlich und dem Nährwert entsprechend zu teuer abgelehnt.

Der Nachbarin. Er: „Du bist nicht so dumm, wie du ausseht.“ — Sie: „Nein, das ist ja der Unterschied zwischen uns beiden.“

Die Straßenbauer

Von P. E. Gahn

Rechts liegt eine Stadt und links eine; sie sind nicht weit voneinander, sechs Kilometer Luftlinie. Ein dörflicher Vorort liegt zwischen ihnen, und durch ihn führt bis jetzt die einzige Straße von der Stadt rechts zur Stadt links. Sie ist nicht sehr breit. Sie ist viel zu eng für die Straßenbahn und die Autos daneben. Es kommt oft leicht am andern vorbei. Sie ist auch schlecht gepflastert. Sie knickt zweimal um auf ihrem Weg, krümmt sich scharf um zwei kleine Ecken. Die alten hängenden Giebel ragen über den Bürgersteig vor, aus den Fenstern gucken alle Weiblein bis hinein in die Straßenbahn; sie gucken den fahrenden Damen bis hinein in die Handtasche oder zählen die Einkaufspapierchen. Es ist eine gemütliche Verbindung zwischen der Stadt rechts und der Stadt links.

Aber es darf nicht so weitergehen. Es geht zu langsam. Es muß endlich anders werden. Die Stadträte rechts und die Stadträte links sind jetzt einig geworden; sie haben ein Jahr dazu gebraucht. Es war ein gutes Jahr für beide Städte. Und auch das Geld für die neue Straße hat sich eingestellt, in der Stadt rechts und in der Stadt links. Denn die Zeit will marschieren.

Also jetzt wird die neue Straße gebaut, außerhalb des dörflichen Vororts und Kerzengerade. Man zog mit Kosthilfe einen Strich quer über die Karte 1:5000, quer über die Schrebergärten des Vorortchens. Und die Ingenieure zeichnen weiter an diesem Strich, drei Monate lang. Die neue Straße muß eineinhalb Meter hoch liegen, eineinhalb Meter breit. Sie soll in der Mitte einen Damm haben für die Straßenbahn und rechts und links davon je eine Leermaladambahn für die Autos; dann rechts und links geteerte Radfahrwege und außerhalb an den Rändern die Bürgersteige mit geriesten Zementplatten. Es wird eine ganz moderne Straße sein. Alle Steige werden mit Granitblöcken eingefast und der Straßenbahnkörper wird mit grünem Kiesel befestigt.

Ja, endlich wird man der Umweg los sein, den altmodischen Umweg an hängenden Giebeln vorbei mit alten Weiblein im Fenster. Die Zeit will marschieren.

Und wer baut die Straße? Das will ich genau erzählen. Der altmodische Vorort zwischen den beiden Städten gehört amtlich zu der Stadt rechts. Die Häuschen sind zwar alt, doch nicht historisch, es ist keine Gotik an ihnen; es sind scheußliche stinkende Kästen, verwittert und baufällig; sie sind aus der Zeit, als der Vorort noch ganz ein Dorf war, da wollten die Dörfler städtische Häuser haben. Und jetzt sind es keine Bauernhäuser und keine Stadthäuser, sondern abscheuliche wurmförmige Kästen; die Dächer sind vom Dach abgefallen und der Belag von den Wänden. Sie haben Risse von oben bis unten. Man sollte sie abreißen.

Aber man kann sie nicht abreißen, man müßte ja neu bauen; es wohnen Leute darin. Man könnte den Leuten eine neue, eine nagelneue, schöne Gartenstadt bauen. Aber wer soll das tun, es lohnt sich nicht. Die Leute, die jetzt im Vorörtchen wohnen, haben alle kein Geld. Sie haben ein Dach überm Kopf und in der Wand ein Fenster zum Aussehen. Sie sind alle polizeilich angemeldet und zahlen auch ihre Miete. Das ist in Ordnung; die Ordnung ist immer das Beste, was es gibt. Wenn kein Geld da ist, ist sie das allerbeste. Und die Stadt rechts und die Stadt links brauchen ihr Geld jetzt für die neue Straße. Denn diese Straße braucht man jetzt, und darum lohnt sie sich auch.

Man hätte es vielleicht ganz anders anfangen können. Man hätte können die alte Straße im Vorort neu bauen, Kerzengerade und dreißig Meter breit, mit einem Straßenbahnkörper und zwei Leermaladambahnen, und zu dem Rasen auf dem Straßenbahnkörper noch neue Bäume auf beiden Seiten anpflanzen, hohe schattige Bäume, Kastanien oder auch Linden, die den Autogelast in sich aufnehmen und den Rauch aufsaugen. Und um die Straße herum hätte man gleich auch den Vorort bauen können, einen ganz neuen Vorort, eine Gartenstadt, es hätte der Straße gut angestanden. Alle Fremden wären über die Straße gekommen und hätten die Gartenstadt fotografiert; so ja, es hätte sich schon gelohnt. Und die armen Leute im Vorort hätten sich wild gegreut, sie hätten sich alle einen neuen Anzug gekauft. Er ist ja billiger in der Masse. Und man hätte dann die neue Straße samt ihrer Gartenstadt hochfestlich eingeweiht. Es wären die beiden Bürgermeister zusammengekommen, von rechts und von links, sie hätten ihre beiden Namen unter das wichtige Schriftstück gesetzt und dann

wäre aus der Stadt rechts und der Stadt links und der nagelneuen Gartenstadt, dazwischen eine einzige Stadt geworden, wie zwei Wohnhäuser mit einem schönen Gang dazwischen. Jetzt aber ist es nur ein Stall zwischen zwei Stuben.

Ja, das wäre eine Sache gewesen. Aber es geht nicht. Ich will erzählen, warum es nicht geht. Die Stadt links ist kleiner als die Stadt rechts, und wenn beide eine Stadt wären, dann wäre der Bürgermeister von links auch kleiner als der von rechts, er wäre vielleicht dann überhaupt kein Bürgermeister mehr. Also bleibt es so, und also lohnt sich nur die neue Straße über die Schrebergärten.

Aber ich wollte erzählen, wer nun die Straße baut. Sehr einfach: es sind die Leute, die in dem altmodischen Vorort wohnen. Das sind nämlich Arbeiter. Für gewöhnlich arbeiten sie links, in der Stadt links, wo die vielen Fabriken stehen. Zurzeit aber gehen sie stempeln, und sie stempeln rechts, in der Stadt rechts, das will heißen, das Geld für sie kommt aus der Stadt, zu der das Ortschaften gehört. Und das ist ein feines Geschäft für die Stadt links. Wenn in den Fabriken gearbeitet wird, kriegt sie die Lohnsteuer, das heißt ihr normales Teil. Und wenn nicht gearbeitet wird, braucht sie nichts drauzuzahlen, das geht sie nichts an. Und das freut den Bürgermeister von links. Er ist auch sehr beliebt, weil es ihm so gut geht. Und darum kann er jetzt auch mit der Stadt rechts die neue Straße bauen lassen. Seine Fabrikanten wollen in ihrem Auto rascher zur großen Stadt rechts kommen, auf ihre Bank fahren und auf die Börse. Und darum wird jetzt die neue Straße gebaut.

Denn die Vorortler sind erwerbslos, die kann man jetzt billig haben. Sie freuen sich auch, heißt es, denn nun haben sie Arbeit. Und alle machen jetzt ihr Geschäft daran; beide Städte, die bankrotten Fabrikanten und die Autohändler, und auch die Erwerbslosen aus dem Vorörtchen; denn ein Mensch, der nicht arbeitet, ist das Brot nicht wert, das er nicht bezahlen kann.

Die Vorortler haben ihre Stempelparte im Rod und den Rod auf der Erde, und sie selbst stampfen mit schweren, runden Stößern den neuen Straßenbaum fest. Die Zeit marschiert. Es wird die schönste Straße der Welt. Der Mai ist auch gekommen, die Sonne brennt goldig, sie gießt goldenen Wein in die Luft, da wird alles betrunken und taumelt duftig mit den schweren Stößern in der Hand. Schweiß trieft von den Stirnen und die Arme werden goldig braun. Lastautos stinken heran, sie bringen allen Reichtum aus beiden Städten, sie bringen den Mist aus den Hinterhöfen, das Schlitten sie aus, es kriecht aus dem staubigen Kadelaffen und der muffige Staub wirbelt in die goldene Sonne. Aber den stinkenden Reichtum kommt Kies. Die Feldbahn stolpert mit schaukelnden Loren über den Reichtum, die Arbeiter schaukeln den Kies über die rostigen Blechbüchsen, Kartoffelschalen und die kaputten Kinderpuppen. Viel Schweiß rinnt mit hinein, es starrt den Damm. Und die Lokomotive pfeift arbeitsmäßig. Noch ein Jahr, dann wird die Straße fertig sein. Die Straßenbahn wird festlich klingeln von der Stadt rechts in die Stadt links und umgekehrt. Die Autos werden über den Leermaladambahn fahren über Samt. Ja, der Verkehr wird marschieren und es werden glückliche Zeiten kommen. Die Arbeiter werden wieder arbeiten in ihren Fabriken, in der Stadt links und zum früheren Lohn, der Bankrott wird vorbei sein und es wird fünfmal mehr Autos geben als jetzt. Und das altmodische Vorörtchen wird Gras über die alte Straße wachsen lassen. Gras wird auch wachsen auf dem neuen Straßenbahnkörper, über dem Schweiß, der unten hineingeflossen ist. Vom neuen Damm aus wird man das Vorörtchen sehen, drüben jenseits der Schrebergärten, das Ortschaften, in dem die Straßenbauer wohnen, die wieder richtige Arbeiter sind. Das Ortschaften wird von weitem recht lustig aussehen, altmodisch und bieder; es wird sich gut in der Landschaft machen. Man wird es vom Auto aus fotografieren und unter die Bilder schreiben: „Die schöne Heimat.“ Und die Risse und Löcher wird man von weitem nicht sehen, die Ferne macht alles ordentlich. Denn Ordnung ist auch etwas Schönes, wenn Geld da ist; sie ist dann eine legendäre Himmelstochter.

Vielleicht aber fallen dann schließlich die Häuschen doch zusammen? Die Gott will. Man müßte dann wirklich neu bauen. Vielleicht gibt es dann wirklich so viel Geld, um etwas zu bezahlen, was sich nicht lohnt? Ja, ja, die Zukunft wird es bringen. In der Zukunft ist alles wohlgeboten...

zubringen. Im andern Falle verschwendet er viel Geld und Zeit. Wenn man das eine will, so muß man das andere lassen. Der Streikungen darf man sich dann weiter nicht hingeben. Ja, wird man sagen, haben denn so umfassende Studien für einen Proletarier einen mehr als idealen Wert? Ja und nein. Materielle Wert haben sie nur, wenn er damit sein Brot, sagen wir als Kaufmann oder etwas ähnliches verdienen will. Aber sonst? Ein geschliffener Briefstil, grammatisch gut gebaute Sätze und der fast gänzliche Mangel an Schreibfehlern sind einige Vorteile. Nach und nach wird man sich bewußt, daß man sich ein vielgestaltiges Wissen angeeignet hat, daß man selbst ein lebendes Wörterbuch geworden ist. R. D., Stuttgart.

Bedenkst du es?

Der junge Techniker, der in D. studiert und bei Frau Schröder zur Miete wohnt, ist in die geheizte Wohnstube herübergekommen. „Darf ich meinen Tee hier trinken?“ fragt er höflich. „Bei mir ist es heute sehr kalt. Aber heizen wollen wir doch nicht mehr, nicht wahr?“ Die alte Frau Schröder nickt ihm freundlich zu und rückt einen Stuhl an den Tisch: „Kommen Sie nur. Mein Sohn muß auch gleich kommen.“

Der junge Techniker trinkt, liest die Zeitung und wechselt ab und zu ein Wort mit seiner Hausmutter.

Das ist doch großartig, Frau Schröder — hören Sie mal: Die Zwotter haben, unterstützt durch die hiesige Städtische Sparkasse und die Fischbank, die erste große Versuchsanlage in Betrieb genommen. Es wird nun möglich sein, die Transportanlagen so zu vervollständigen, daß anstelle der 500 Arbeiter nur noch 112 notwendig sind. Sagen Sie, Frau Schröder, ist das nicht ein Triumph der Technik? Ist das nicht großartig? Warten wir ab, was uns die Technik alles noch bringen wird.“

Frau Schröder strickt stumm an dem grauen Wollstrumpf weiter. Wie begeistert der junge Mann doch ist! Nun ja, er hat lange kämpfen müssen, bis ihn sein Vater auf Technikum ließ, ja — das kostete Geld. Ich Fräulein — der hätte ja längst auch das Zeug dazu. Aber...

Wo blieb er nur heute? Schon eine halbe Stunde über seine übliche Zeit blieb er aus? Sie wollte gerade die gefälschte Mütze über die große Leselampe ziehen, als Fräulein Schröder eintrat. „Aber!“ sagte er und ging in die Küche, um sich zu waschen. — „Komm doch, Junge, es wird ja alles kalt“, mahnte die Mutter.

„Na, Fräulein, wie sieht du denn aber aus — hast dich gedürrt? Wo warst du denn so lange?“

„In der Versammlung“, erwiderte Fräulein wackelnd. — „Was war Wichtiges?“ fragte die Mutter, denn sie nahm an allem teil, was ihren Jungen betrafte.

„Ach, wichtig ist das alles“, sagte Fräulein.

„Wichtig scheint das alles“, sagte lächelnd der junge Techniker. „Dieses scheint“ versetzte Fräulein, und er sah dabei den Techniker scharf an. „Wir wissen schon, was wichtig ist.“

„Lohnfragen natürlich?“

„Als ob es nur das gäbe. Freilich, das ist immer eine brennende Frage. Aber heute...“

Fräulein wandte sich zur Mutter: „Denke dir, wenn die neue Versuchsanlage klappt, dann werden in der Transportabteilung 60 bis 70 Leute überflüssig.“

„Ach, Sie haben das auch schon gesehen?“ fragte der Techniker. „Ist das nicht großartig? Ein solcher Triumph der Technik!“

Fräulein sah mit einem unbeschreiblich bitteren Lächeln auf den Techniker. „Nun ja, die Technik triumphiert — und die Zwotter auch, und die Fischbank mit der Städtischen Sparkasse macht das beste Geschäft — großartig... aber was wird aus den übrigverbleibenden 60 bis 70 Arbeitern — ja, was wird aus ihnen? Ist das auch großartig?“

Fräulein war ausgefressen und hatte die geballte Faust auf die Tischplatte gepreßt. „Daran denkt ihr ja nicht, wenn ihr den Triumphwagen der Technik zieht, wer dabei unter die Räder kommt.“

„Ja, aber wir können doch nicht rückwärts schreiten?“ — „Aber man könnte vorwärts schreiten, ohne zu treten.“

Die beiden Männer schwiegen. Die Mutter hob den grauen Kopf, den sie lange über die Strickarbeit gebeugt hatte. Klar drang ihre tragende Stimme durch den Raum: „Und wenn ich meine Groschen auf die Städtische Sparkasse getragen habe, und die hats den Zwottern geborgt, daß sie den neuen Kram da versuchen können. Wenn das so ist, dann habe ich... mit unfernen... meinen... abgehörten... Wenigen schließlich gar geholfen, daß du über kurz oder lang brotlos wirst...“

Fräulein legt der Mutter die Hand auf die Schulter: „So kann es kommen, Mutter... bedenkst du es?“

Erlernen fremder Sprachen

Hat das Erlernen fremder Sprachen für Arbeiter, die nicht auswandern wollen, einen Wert? Ehe ich darauf näher eingehe, will ich mich erst einmal damit beschäftigen, was man eigentlich unter dem Studium und der Erlernung fremder Sprachen versteht. Bekanntlich ist auf den höheren Schulen, die mit der Abiturientenprüfung abschließen und so die Berechtigung zum Besuch der Universität erteilen, das Studium zweier Fremdsprachen Pflichtsache. Ob der junge Mann oder das junge Mädchen die lateinische und altgriechische oder die französische und englische Sprache lernt, ist für uns gleichgültig, für den gewählten Zweig des akademischen Studiums aber ausschlaggebend. Bei der Abiturientenprüfung verlangt man nicht die vollendete Beherrschung zweier Fremdsprachen in Wort und Schrift, sondern nur soviel, als sich der Abiturient aneignen kann, wenn er eine fremde Sprache zwei Jahre mit ernstem Fleiß zu erlernen bestrebt ist. Das gibt schon einen Hinweis, daß man eine fremde Sprache noch nicht in Wort und Schrift beherrscht, wenn man vielleicht 1 1/2 bis 2 Jahre lang täglich 1 1/2 bis 2 Stunden lernt.

Deutsch, Englisch, Französisch usw. sind die sogenannten lebenden Sprachen, weil sie von heute lebenden Völkern in täglichen Verkehr gesprochen werden zum Unterschied von den klassischen Sprachen (Lateinisch, Altgriechisch und vielleicht auch noch Hebräisch). Die klassischen Sprachen waren die Verkehrssprachen der alten Römer, Griechen und Juden. Die ersten zwei sind längst untergegangen, die Juden benutzen ihre alte Sprache nur bei religiösen Veranlassungen, im täglichen Leben bedienen sie sich heute ja bekanntlich der gewöhnlichen Umgangssprache. Von den anderen beiden Sprachen ist namentlich das Lateinische heute nur die Sprache der Wissenschaft, Pflanze und Tiere, Krankheiten, gemischte Verbindungen werden heute von den Akademikern lateinisch bezeichnet, damit sie sich untereinander leichter international verständigen können.

Ein Arbeiter wendet sich natürlich gewöhnlich dem Studium der einen oder anderen lebenden Sprache zu. Wir haben unter unseren Kollegen viele, die während des Krieges im fremdsprachigen Ausland waren. Manche ist darunter, der ganz gut französisch, englisch oder russisch spricht, so daß er sich mühelos im täglichen Leben verständigen kann; aber wie wenige sind darunter, die in der Lage sind, eine Zeitung oder ein Buch zu lesen, ohne dauernd das entsprechende große Wörterbuch wählen zu müssen. Wie wenige namentlich unter den jüngeren Akademikern gibt es, die das gelernt haben. Dazu gehört nämlich nicht nur Lust, Liebe und Ausdauer, sondern Zeit, Zeit und noch einmal Zeit. Ich habe lange Jahre in der Schweiz gelebt. Diese hat bekanntlich drei Verkehrssprachen (Deutsch, Französisch und Italienisch). Es gibt dort verhältnismäßig viele Industriearbeiter, die sich in zwei oder gar allen drei Landessprachen verständigen können. Aber die Zeitungen in allen drei Sprachen geflüßig und mühelos lesen, das ist etwas ganz anderes. Die Schweizer, die das wirklich können, sind sehr dünn gesät. Man kann sich nämlich mühelos in einer fremden Kultur Sprache verständigen, wenn man ein halbes Tausend Wörter und gebräuchliche Redensarten kennt und in deren Gebrauch geübt ist. Die Sprachen der Naturvölker, zum Beispiel Indischer, Neger, Tungusen, bestehen ja überhaupt nur aus einigen hundert Wörtern. Demgegenüber hat die englische Sprache 260 000 Wörter,

die deutsche 65 000, die italienische und spanische je etwa 45 000, die französische Sprache „nur“ 25 000 Wörtern.

Auf keinem Unterrichtsgebiete wird mehr Schwindel getrieben, als auf dem Gebiete des Sprachunterrichts. Bekanntlich bestehen alle größeren Kultur Sprachen aus einer Reihe mehr oder weniger voneinander abweichenden Mundarten. Wenn der Schwabe nach Schlemig-Hofstein kommt, der Ostfrieser nach Wahren, der Rheinländer nach Schlesien und umgekehrt, so wird es ihnen fast unmöglich, sich mit der Klasse der Bevölkerung zu verständigen; man muß hochdeutsch (schriftdeutsch) sprechen, dann verstehen sich alle. Genau so ist es in England, Frankreich, Italien usw. auch, Versteht, der Sprach- oder richtiger gesagt, Sprechunterricht in einer fremden Sprache nehmen will, muß sehr vorsichtig sein. Diplomierter Sprachlehrer sind im Einzelunterricht sehr teuer und Klassenunterricht ist gewöhnlich nicht viel wert. Ist der Lehrer ein Deutscher, so kann man nie feststellen, wie weit seine Kenntnisse reichen. Ein Jahr lang wöchentlich zwei Stunden Unterricht genügt wohl für den, der daran anschließend sich zum dauernden Aufenthalt in das entsprechende Ausland begibt. Er kann sich dann sofort mit seiner Umgebung verständigen und seine Kenntnisse erweitern. Wenn er aber richtig und geflüßig lesen und schreiben lernen will, so muß er dann noch jahrelang emsig in den entsprechenden Lehrbüchern studieren. Wer nicht ins Ausland geht, wird unausweichlich die Erfahrung machen, daß er das, was er sich mit Mühe und Not in einem Jahre angeeignet hat, nach zwei Jahren wieder fast verlernt. Sonst muß er dauernd lernen. Jeder Kultur Mensch hat eben nur eine Muttersprache, in zweisprachigen Ländern zwei, die er wirklich beherrscht. Man kann sich eine oder mehrere fremde Sprachen durch langjähriges Studium aneignen, sie bleiben aber immer etwas Fremdes, etwas Angelehntes.

Wer nicht ins Ausland gehen kann, wird eben immer auf ein umfassendes Selbststudium angewiesen sein. Es gibt zu diesem Zwecke eine ganze Reihe Unterrichts-systeme und Lehrbücher. Sie beruhen meist auf der Volkshochschulbildung und sind deshalb auch für Arbeiter geeignet. Aber bei allen ist die Hauptbedingung ein ernstes Fleiß und Beharrlichkeit, vor allen Dingen aber Zeit. Das eine haben die Unterrichtswerke alle gemeinsam, daß sie zu viel versprechen. Da wird versprochen, daß man in zwei Jahren eine fremde Sprache vollständig sprechen, lesen und schreiben lernen kann. Von vornherein wird dringend getrotzt, soviel wie möglich persönliche Verkehr mit Ausländern zu suchen und sich mit diesen in ihrer Muttersprache zu unterhalten. Klein, wenn man sich einem Ausländer, der nicht deutsch versteht, radebrechend zu nähern sucht, so wird er lächelnd mit den Achseln zucken. Versteht er aber deutsch, so gibt er eben sein Deutsch zum Besten. Der Deutsche macht es nämlich ebenso. Bringt man diesen in den Inhalt der Unterrichtswerke ein, so merkt man, daß man vor Aufgaben gestellt wird, die ein Vornebender überhaupt nicht lösen kann. Wichtiges nicht in der Art und Weise, wie es angegeben ist. Die Werke enthalten gewöhnlich eine Unmenge von Regeln, die man sich alle so einprägen soll, daß man sie jederzeit auswendig weiß. Das ist plattberedsam unmöglich.

Aber trotzdem, wer sich fremden Sprachen widmen will, soll es nur tun, wenn er alaubt, die nötige Lust und Ausdauer dafür auf-

Verbreitung von Arbeiterfilmen

Der deutsche Reichsausschuß für sozialistische Bildungsarbeit (Wendenstraße 3, Berlin SW 68) plant ein Unternehmen, das, wenn ihm die nötige Unterstützung zuteil wird, die Verbreitung für die Arbeiterbewegung auf der ganzen Welt in hohem Maße fördern kann. Der Ausschuss beabsichtigt nämlich, von diesem Monat ab in Zusammenarbeit mit einer Filmgesellschaft wöchentlich Filme herzustellen, in denen Ereignisse in der Arbeiter- und Gewerkschaftswelt, Bilder von sportlichen Veranstaltungen, die Arbeit der Genossenschaften, Arbeiterfeste, Streiks, Ausperrungen, die Leiden der Arbeiter und die Möglichkeiten ihrer Beseitigung usw. gezeigt werden. Bereits sind Arbeiterparteien des Auslandes zur Mithilfe aufgefordert worden. Auf diese Weise hofft der Ausschuss, die Aufführung solcher Filme auch im Auslande herbeizuführen und die Arbeiterbewegungen anderer Länder zu ähnlichen Veranstaltungen zu ermutigen. Arbeiterorganisationen, die von dieser neuen Einrichtung Gebrauch machen und das neue Werk unterstützen wollen, sind gebeten, sich mit obiger Adresse in Verbindung zu setzen.

In diesem Zusammenhang mag erwähnt werden, daß der italienische Regierungsdirektor in Vertretungsrat des Internationalen Arbeitsamtes, Micheli, zweimal die Organisation eines internationalen Arbeiterstudienzentrums durch das Internationale Arbeitsamt vorge schlagen hat. Das es nicht so weit gekommen ist, ist wohl mit dem Umstand zusammenhängend, daß sich die Arbeitervertreter gegenüber den von der italienischen Regierung damit verfolgten Absichten zweifelhaft zeigten. Verwunderlich ist dies nicht, wenn man weiß, daß man in Italien hinter Schloß und Riegel kommen kann, wenn man sich abtreibt, die Photographie eines Zeitlers in eine illustrierte Zeitung zu legen.

Die Mechanisierung des Arbeitslebens

Die Einseitigkeit der Arbeit, wie sie die zunehmende Mechanisierung des Arbeitslebens mit sich bringt, ist auch nach den neuen Untersuchungen von großem gesundheitlichem Schaden. So entstehen zum Beispiel bei harter Transportschwere der Hände, wie sehr erwiegen ist, Berufskrankheiten der Hände. Das Leiden ist zunächst nur leicht und es kann vorübergehend sein, doch kann die Krankheit nach neuen Beobachtungen chronisch werden und damit langandauernde Arbeitsunfähigkeit verursachen. Es wird deshalb von wissenschaftlicher Seite eine Begrenzung der Transportschwere des Körpers verlangt. Als sehr zweckmäßig erwiesen sich Pausen von 5 Minuten nach 55 Minuten Arbeit. Trotz dieser Pausen liegt die Leistung und die Ersäuberungsleistungen gingen merklich zurück. Und so ist es auf allen Gebieten des Arbeitslebens: die sanftlich Kleinliche und geringe Ausbeutung des Kapitalismus ist unwirtschaftlich und unförmlich in einem.

Gen Oase rüster id. Dem Ehearzt des Krankenhauses fällt es eines Tages auf, daß der Inhalt der großen Beingeistflasche im Operationsaal stärker abgenommen hat, als es dem chirurgischen Verbrauch entspricht. Er stellt eine Diagnose auf „innere Anwendung“ durch das Personal und hängt an die Flasche einen Zettel mit der Aufschrift: Methylnalkohol-Gefahr der Erblindung! Am andern Morgen fehlt wieder etwas, doch nur halb so viel wie beim ersten Male. Auf dem Rettel aber steht geschrieben: „Gen Oase rüster id!“



Verbandsleben



Kapitalistische Logik

Auf der Weltwirtschaftskonferenz in Genf hat der deutsche Industrie v. Siemens folgende Weisheit zum besten gegeben: Die Arbeitslosigkeit ist in der Hauptsache durch die plötzliche Verteuerung der Arbeitskraft entstanden. Dierdurch ist der Anstoß zu der gewaltigen Umstellung, die als Rationalisierung bezeichnet wird, gegeben. Die Rationalisierung hat aber nicht schrittweise in Angriff genommen werden können, sondern mußte infolge der plötzlich einsetzenden Verteuerung der Arbeit überhaufst vorgenommen werden. Je teurer die Arbeitskraft wird, desto mehr muß zur vermehrten Ausnutzung der Maschinen übergegangen, und hierbei zunächst die Zahl der Arbeitslosen vermehrt werden. Es ist die große Frage, was sozial richtiger ist, dafür zu sorgen, daß möglichst viele Menschen Arbeit haben, wenn auch zu einem etwas geringeren Einkommen, oder daß diejenigen, die im Besitz von Arbeit sind, möglichst viel verdienen und dann von diesem Verdienst zur körperlichen Unterhaltung der anderen abgeben."

Leider hat dieser — Wirtschaftsführer vergessen, mitzuteilen, wann die seiner Meinung nach so plötzlich eingetretene Verteuerung der Arbeitskraft stattgefunden hat und was er unter Verteuerung versteht. Bekanntlich hat der Reallohn in Deutschland den Vorkriegsstand noch nicht erreicht, dagegen hat die Arbeitsleistung ihn übersteigt. Auch in solchen Betrieben, in denen so gut wie keine technischen Verbesserungen eingeführt wurden (und es gibt deren noch mehr als man glaubt). Unter diesen Umständen von einer Verteuerung der Arbeitskraft zu sprechen, bringt nur der fertig, der die Öffentlichkeit bewußt irreführen will. Der Zweck heiligt die Mittel. Daß der weitaus größte Teil der Arbeitslosen deshalb auf der Straße liegt, weil die Profitgötter des Herrn v. Siemens in ihren Betrieben, unter Androhung der Entlassung im Falle des Verweigerens, Überstunden machen lassen, scheint er nicht zu wissen. Es wäre ja dann keine Frage überflüssig, ob es sozial richtiger ist, möglichst viele Menschen, wenn auch zu einem geringeren Einkommen zu beschäftigen, oder wenige zu einem erhöhten Verdienst. Denn seiner langen Rede kurzer Sinn ist der, daß die Arbeitslosigkeit nur durch einen Abbau der Löhne behoben werden kann. Immer wieder die alte Leier. Es erübrigt sich, näher auf diese falsche Anschauung einzugehen, da sie schon oft genug widerlegt worden ist.

Wenn man jedoch der Meinung ist und andern planlos machen will, daß es sozial richtiger ist, möglichst viele Menschen zu beschäftigen, wenn auch zu einem geringeren Einkommen, so berührt es mehr als eigenartig, daß Herr Siemens nichts zu sagen weiß über die riesigen Summen, die heute von den Aufsichtsräten eingehemft werden. Nach dem 2000 Seiten starken Abschluß der Direktoren und Aufsichtsräte für das Jahr 1927/28 zu urteilen, hat man die Rationalisierung im Bereiche der Direktoren und Aufsichtsräte vergessen, obwohl sie hier dringender nötig wäre. Die Häufung von Aufsichtsratsposten in einer Hand wird nachgerade zum groben Mißbrauch. Wenn eine einzelne Person bis zu vierzig Aufsichtsratsposten besetzt, so fällt das heute gar nicht mehr auf. Der Vogel schießen die Großbankdirektoren und Bankiers ab. Das höchste Leisler nach dem Abschluß der Direktoren der Darmstädter und Nationalbank, Goldschmidt, mit 95 Aufsichtsratsstellen. Es folgen die Verbandsmitglieder der Deutschen Bank, Willington-Deermeier mit 65, Schiller mit 48, der Dresdener Bankier Weingerter mit 65, Bankier v. Stein, Kira mit 60, E. Fr. Schröder in Bremen mit 59, Handelskammerpräsident L. Hagen in Köln mit 56, Direktor Salomon von der Disconto-Gesellschaft mit 53, Weidels, Direktor Handelsbankgesellschaft und Sattmann, Dresdener Bank mit je 44 Aufsichtsratsposten. Viele Herren verdienen neben ihrem Gehalt (sein Vordirektor bekommt jährlich rund 120 000 M.) noch Unsummen von Anteilen für eine Tätigkeit, die nur ein paar Stunden dauert.

Kein vernünftiger Mensch wird im Ernst behaupten wollen, daß diese Herren, und wenn sie noch so tüchtig sind, — bekanntlich sind ja die deutschen Unternehmer nach ihrer verschiedenen Meinung die tüchtigsten der Welt — ihren Verpflichtungen so gerecht werden, wie es das Handelsgesetz vorgeschrieben hat. Nach diesem soll der Aufsichtsrat die Geschäftsführung der Gesellschaft in allen Zweigen der Verwaltung überwachen und sich zu diesem Zwecke vom Gange der Angelegenheiten der Gesellschaft unterrichten. Dies ist den meisten Aufsichtsräten auch aus dem Grunde unmöglich, weil ihnen die Fachkenntnisse fehlen. Dem Beweise hierfür die vor einiger Zeit erfolgte Auswahl des Aufsichtsrates der Ufa, wo unter 27 Aufsichtsratsmitgliedern sich nur ein Fachmann befindet.

Es wäre eine dankbare Aufgabe für Herrn v. Siemens, sich über hohe Löhne zu äußern, dahin zu wirken, daß die jährlichen Einkünfte der Aufsichtsräte und Direktoren und deren Zahl bei den einzelnen Gesellschaften verringert werden. Gibt es doch Geschäftsführer, deren Aufsichtsrat sich aus 50 Personen zusammensetzt. So lange die Kapitalisten dem Grundgesetz halber nach oben in Schreie, nach unten mit Füßen, haben sie kein Recht, über Verteuerung der Arbeitskraft auch dann nicht zu sprechen, wenn sie wirklich eintritt. Josef Weip.

Ergebnisse der Verbandstätigkeit

Essen (Bezirk). Die Lohnbewegung der Metzger hat folgendes Ergebnis erzielt: Vom 6. Mai 1927 ab beträgt der Lohn 1,12 M. ab 1. Oktober 1927 ab 1,18 M. pro Stunde. Das Einkommen liegt ab zum 31. Dezember 1928.

Dresden (Bezirk). Zu Ostern ist für die Arbeiter der Eisenbahn eine Erhöhung von 4 M. pro Stunde erzielt worden. Der Spigenlohn beträgt ab 1. Mai 1927 2,2 M., ab 1. Oktober 1927 2,4 M. pro Stunde.

Brandenburg (Bezirk). Für die Arbeiter der Metallindustrie Brandenburg ist der Lohn ab 1. Juni 1927 um 5 M., ab 1. Oktober 1927 um weitere 2 M. und ab 1. Januar 1928 um einen weiteren Betrag pro Stunde erhöht worden. Der Spigenlohn beträgt ab 1. Juni 1927 2,4 M. pro Stunde, ab 1. Oktober 1927 2,6 M. pro Stunde, ab 1. Januar 1928 2,8 M. pro Stunde. Die Betriebskassen gibt es heute in 600 Betrieben.

Wiesbaden (Bezirk). Für die Arbeiter der Metallindustrie in Wiesbaden ist durch die Lohnbewegung eine Erhöhung von 5 M. pro Stunde erzielt worden. Der Spigenlohn beträgt 2,5 M., mit Lohnzuschlag 2,8 M. pro Stunde. Die Betriebskassen gibt es heute in 600 Betrieben.

Dresden (Bezirk). Für die Klempner in den Orten der Kreisbauernschaft Dautzen ist eine Lohnerhöhung von 4 M. erzielt worden. Der Spigenlohn beträgt 90 M. pro Stunde.

Stuttgart. Bei der Lohnbewegung der Harmonika-Industrie in Rottweil und Trossingen wurde folgendes Ergebnis erzielt: Ab 9. Mai 1927 eine Lohnerhöhung von 4 M., ab 1. Oktober 1927 eine weitere von 2 M. pro Stunde.

Hannover. Bei der Lohnbewegung der Niedersächsischen Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke Hannover ist folgende Vereinbarung erzielt worden: In sämtlichen Verbandsbetrieben wird ab 1. April d. J. mit Ausnahme des Elektrizitätswerkes Braunschweig eine Erhöhung der Löhne um 8 M. in der Spitze gewährt. Diese Erhöhung beträgt nicht über 6 M. und nicht unter 4 M. pro Stunde. Ab 1. Oktober 1927 wird eine weitere Erhöhung um 2 M. gewährt, jedoch nicht über 2 M. und nicht unter 1 M. pro Stunde. Für das Elektrizitätswerk Braunschweig beträgt die Erhöhung ab 1. April 1927 in der Spitze 4 M., ab 1. Oktober 1927 einen weiteren Pfennig pro Stunde. Für die Beschäftigten wird der Zuschlag ab 1. April 1927 von 30 auf 35 M. erhöht und ab 1. Oktober 1927 von 35 auf 40 M. Die Überstundenzuschläge sind wie folgt geregelt: Von der 49. bis 51. Stunde 10 M. Zuschlag, von der 52. bis 54. Stunde 15 M. Zuschlag. Die Lohnregelung gilt bis zum 31. März 1928.

Frankfurt a. M. (Bezirk). Bei der Bewegung im Distrikt ist folgendes Ergebnis erzielt worden: Ab 1. April 1927 wird der Lohn von 58 auf 64 M. pro Stunde festgesetzt. Die Arbeiter erhalten eine Stundenzulage von 12 M. (bisher 7 M.). Die Arbeitszeit wurde herabgesetzt von 56 auf 54 Stunden. Nur mit der Zustimmung des Betriebsrats kann die Arbeitszeit bei fester Beschäftigung auf 56 Stunden erhöht werden. Von der 48. bis 54. Stunde wird ein Zuschlag von 10 M., für die 55. und 56. Stunde ein Zuschlag von 15 M. gewährt.

Hamburg (Bezirk). Bei der Lohnbewegung in der Blech- und Metallindustrie Hamburg ist folgendes Ergebnis erzielt worden: Ab der Lohnwoche, die in der Zeit vom 2. bis 7. Mai beginnt, bis zur Lohnwoche, in die der 1. Oktober fällt, wird für die gelehrten und angelernten Arbeiter eine Stundenzulage von 5 M. gewährt. Für Ungelehrte über 20 Jahre eine Zulage von 4 M. Alle übrigen Arbeiter und Arbeiterinnen erhalten eine Zulage von 3 M. Nach der Lohnwoche, in die der 1. Oktober 1927 fällt, bis zur Lohnwoche, in die der 31. März 1928 fällt, erhöhen sich die tariflichen Grundlöhne und Verdienste für alle Beschäftigten um weitere 2 M.

Die Frau eines Kollegen schreibt

In Nr. 16 der Metallarbeiterzeitung schreiben Sie einen Artikel über Entlohnung von der Hausarbeit. Sie schildern darin in anerkennender Weise die Mühe und Sorgen der Hausfrau, die schwer mit der Arbeit fertig werden kann, und daß sie wenig Zeit findet, sich am öffentlichen und gewerkschaftlichen Leben zu beteiligen.

Ich habe einen Mann und drei Kinder und ich beschäftige hiermit, daß ich gut mit der Hausarbeit fertig werde, daß meine Wirtschaft in Ordnung befindet und ich meine Arbeit einguteile verstehen. Wenn auch Sonnabends viel Arbeit zu betätigen ist, wie Sie es so nett in dem Aufsatz "Mutter's Wochenende" beschrieben haben, so fällt das nicht, dann hat man am Montag oder an anderen Tagen immerhin etwas mehr freie Zeit. Aber wie liegen die Dinge? Die allerwenigsten Männer wollen aufgeschickte Frauen. Schauen Sie doch einmal hinein in die Familien. Ein gerecht denkender Mensch muß sich darüber entsetzen. Es ist als wenn man sich in mittelalterlicher Zeit befände. Das behauptet ich als eine, die schon viel gesehen hat: Männer und Not gehen weniger am Leben mancher Frauen als die schlechte Behandlung durch ihre Männer. Es wird oft stillschweigend darüber hinweggegangen, denn die meisten Frauen scheuen sich, darüber zu sprechen und Schritte zu unternehmen, die sie aus ihrer entwürdigenden Lage befreien könnten.

Denn die Löhne auch gering sind, sollten die Männer doch soviel an Frau und Kind abgeben, als sie in der Lage sind, und es nicht in der Kneipe durchbringen oder Sonntag's Frau und Kind allein zu Hause lassen. Es werden sagen, das tut gewiß kein Arbeiter! Bitte unterrichten sie sich! Es ist genug, daß die Männer wochentags durch Besprechungen usw. davon abgehalten werden, im Kreise der Familie möglichst lange zu verweilen. Aber nach der selbstverständlichen Erfüllung ihrer gewerkschaftlichen und politischen Pflicht sollten die Männer jede freie Stunde ihrer Familie widmen: Eine Frau hat auch keinen Feiertag, damit auch ihre Hände einmal ruhen können. Auf ihr lasten ständig die Sorgen. „Du tust den ganzen Tag nichts“, sagen Männer oft in unbedachter Weise, wohl weil die Hausarbeit meistens nicht als Arbeit angesehen wird oder weil dabei nichts verdient wird. Denn erst alle Männer ihre Frauen als Genossin achten, in ihr nicht mehr die Last sehen, wodurch sie sich ständig bekränkt und gequält fühlen, dann erst werden die Frauen als ernigige Kampfgenossen gewonnen werden können.

Können man nicht immer mit der Anrede, die Frauen würden niemals fertig. Vielen Männern scheint viel daran zu liegen, ihre Frauen anzugleichen zu erhalten.

Gewichte Schriftleitung! Sie haben zur Mitarbeit aufgefordert. Holen Sie bitte auch einmal die Frau eines organisierten Arbeiters zu Worte kommen lassen! Vielleicht können diese Frauen dazu beitragen, einmal eine Ende anzusetzen, über die fast immer geschwiegen wird, nämlich, daß viele Männer in ihren Frauen keinen vollwertigen Menschen sehen wollen.

Frieda L., Berlin.

Mehr Vertrauen zu selbstgewählten Führern

Als unsere Redaktionskollegen vor Jahresbeginn sich die schwere Aufgabe setzten, die Arbeiterkassen in wirtschaftlichen Verbänden zu erfassen, um die materielle und kulturelle Lage der Arbeiterklasse zu bessern, da hätten sie ihren ungeheuren Schwierigkeiten entgegen. Nicht nur, daß sie unter politischen Schlägen des alten Obrigkeitsstaates und unter dem Spitzelwesen zu leiden hatten, mußten sie auch große persönliche Opfer bringen, um die damals noch vollständig indifferente Arbeiterkassen aufzufassen. Aber mit einer festen Überzeugung für die gute Sache, der sie dienten, und mit einer bewundernswürdigen Geduld und Beharrlichkeit haben sie den Verband auf und machen ihn zu einer Kraft, an der die kapitalistischen Regierungen nicht achtlos vorbeigehen können. Als Beispiel möchte ich auf die gegenwärtig in Genf stattfindende Weltwirtschaftskonferenz hinweisen, wo eine Reihe Vertreter der Arbeiterverbände als Sachverständige mitwirkten. Wie sehr waren damals die Kollegen, wenn es gelang, einen Geschäftsführer anzufassen, der unabhängig vom Unternehmer, nur die Geschäfte des Verbandes führen konnte. Zudem die Kollegen ihre angelegentlichsten Geschäftsführer in jeder Hinsicht unterstützen und ihnen Vertrauen entgegenbrachten, wies sie auf die Klassen der Arbeiter einen weichen Fuß auf. Die Arbeiter gewonnenem Vertrauen zur Gewerkschaft und trauen ihr zu Handlungsmöglichkeiten bei.

Wie ist es aber heute? Da kommen Eichenwaldfälle und plebejische wie die Propaganda des Schlagswort: Die Führer sind schuldig heranzu, wenn nicht alles gleich nach Wunsch geht. Es ist ihnen ganz Recht, ab nur Verbandskollegen beieinander über ab auch Subsistenz haben sich. Alles wissen sie besser als die „Führer“, die auch ihrer Ansicht nach dumme über Redaktionen aller Schichtigkeit sind. Wogen, Berater und Erklärungsgeber sind die beliebtesten Ausdrücke gegen ihre eigenen Kollegen, die an verantwortungsvollen Posten stehen. Ja noch mehr, sie schimpfen wie die Kaspripen über die „höheren“ Schichten der „Morgen“, wenn ihnen sie aber gleichzeitig verlangen, daß sie ihnen höhere Löhne heranzubringen sollen. Aber nicht nur die Verbandskollegen, sondern auch die Betriebsräte, besonders deren Reichspräsident bekommen oft solche Lebenswürdigkeiten zu hören.

Unterdessen ziehen sich die Unternehmer die Hände, denn ihr Belohnen blüht. Man kann gerade nicht sagen, daß ein solches Verhalten Werbestärke ausstrahlt, im Gegenteil, es werden viele neugewonnene Mitglieder wieder mißtrauisch und treten aus. Gewiß soll und muß Kritik geübt werden, sie soll aber immer sachlich und kollegial in den Mitgliederversammlungen vor sich gehen. Kritik üben heißt aber auch, die Pflicht zu übernehmen, mitzuarbeiten und die Organisation nach außen zu verteidigen. Wer aber das nicht will, gehört nicht in unsere Reihen, denn ein solcher Ausfall schädigt den Verband mehr als ein offener Gegner. Werber kann für den Verband jeder sein, wenn er in ruhiger und sachlicher Weise seinen Nebenkollegen oder Kollegen auf die Notwendigkeit des gewerkschaftlichen Verbandes hinweist und vor allen Dingen selbst Vertrauen zu seinen gewählten Führern bekennt. Es müßte mit dem Teufel ausgehen, wenn wir dann nicht rascher vorwärts kämen.

F. L., Stuttgart.

Die Wirt zu Erfolg kamen

Jahrelange Kurzarbeit, mehr als 1500 Entlassungen und viele andere Verschlechterungen des Lohn- und Arbeitsverhältnisses hatten den Verband in unserm Werk geschwächt. Es war unverkennbar, tiefer Muthut bemühtigte sich der Belegschaft. Das eifrige Bemühen des Betriebsrates konnte auch nichts bessern. Die guten Kollegen wurden entlassen und die arbeitenden Männer und Frauen veräußerten ihre Pflicht gegenüber dem Verband. So oft auch die Vertrauensleute mit den verschiedensten Mitteln dagegen angingen, nichts wollte fruchten.

Da folgten erneute Beratungen der Verbandsleiter. Kollegen, die den Auftrag hatten, der Verbandsleitung unsere Lage vorzutragen, erzielten wieder einen guten Rat. Neben guten Ratgebern hatte man ihnen auch mit auf den Weg gegeben: „Vor allem zeigt euch stark. Kopf hoch, Kollegen!“ Diese Worte wurden aufgegriffen. Jamohl, wir sind zu schwach und zu müde. Ein Kollege schlug vor: „Suchen wir uns doch jeder einen Helfer. Vielleicht bringen wir mit frischem Blut Leben in die Wunde.“ So und ähnlich wurde gesprochen und man beschloß sofort die neue Maßnahme. Die Obleute jörberten und überwachten die weitere Entwicklung.

Wochen vergingen. Dann hatte der Funke gezündet. In den nächsten Wochen kamen bald neue hinzu. Und die Hauptsache: die Mitarbeiter bisher an der Werbung unbeteiligter Kollegen und Kolleginnen verfehlte nicht die Wirkung. Selbst hartgegriffene Gemüter begeisterten sich für den Verband. Die bisher teilnahmslos Dastehenden bejahten sich auf ihre Pflicht. Die Erfolge einzelner Werber waren überraschend. So wurden Schläfrige geweckt, Gleichgültige gewonnen. Die Stille mußte weichen, ein frischer Wind segelte durch alle Ecken und Winkel und förderte Erfolge zutage. Mit zunehmender Begeisterung stieg nunmehr auch der alte Kampfeswille. Jetzt hieß es, erst recht nicht locker lassen. Konnte doch täglich der Kampf unermesslich werden. Und als die Lohnkommission des Verbandes mit annehmbarstem Ergebnis zurückkehrte, buchten wir gern den errungenen Erfolg.

B., Leipzig.

Betriebskrankentafel

Die diesjährige Tagung des Verbandes der Betriebskrankentafeln (Eisener Verband) findet statt am 14. und 15. Juni in Dresden. Am 13. Juni findet eine Vorbesprechung der Verbandsvertreter statt. Versammlungsort für diese Vorbesprechung sind die Volkswohl-Exanionfäden, Trabantenstraße. Die Versammlung wird eröffnet vormittags 9 1/2 Uhr. Zu dieser Versammlung der Verbandsvertreter muß von jeder Betriebskrankentafel wenigstens ein Vertreter zugegen sein.

Hinsichtlich der Kosten für die Teilnahme an derartigen Versammlungen bestimmt § 363 II RWG:

Nach Bestimmung der obersten Verwaltungsbehörde ist es zulässig, Kassemittel für den Besuch von Versammlungen zu verwenden, die den gesetzlichen Zwecken der Krankenversicherung dienen sollen.

In Verfolg dieser Bestimmung gelten für Preußen, gemäß einer Bekanntmachung des Ministers für Volkswohlfahrt, folgende Bestimmungen:

Zu Versammlungen von Kaservereinigungen, die sich über den Bezirk einer Landesversicherungsanstalt hinaus erstrecken, dürfen Kasen mit mehr als 100 000 Mitgliedern 5, mit mehr als 50 000 bis 100 000 Mitgliedern 4, mit mehr als 25 000 bis 50 000 Mitgliedern 3, mit 25 000 oder weniger Mitgliedern 2 Vertreter entsenden. Daneben ist die Entsendung des Geschäftsführers oder eines anderen Beamten oder Angestellten der Kasse gestattet.

Diese Bestimmungen gewährleisten also jeder Kasse eine Vertretung. Die Verbandsvertreter in den Vorständen dürfen sich nicht durch Nebenarbeiten wie die geistliche Belastung sei für die Kasse untragbar, oder für die Verbandsvertreter käme bei den Tagungen doch nichts heraus“, abspensten lassen. Mindestens ein Verbandsvertreter, auch der Kleinere Kasen, muß sowohl an der Tagung wie an der oben erwähnten Vorbesprechung der Verbandsvertreter teilnehmen. Mißverständnisse hinsichtlich des Entsendungsrechts der Kasenvorstände entstehen vielfach durch den § 414 RWG. Es heißt dort:

Für Kaservereinigungen anderer Art, die den allgemeinen Zwecken der Krankenpflege dienen, dürfen Kasemittel nur mit Zustimmung beider Gruppen im Vorstand verwendet werden.

Kaservereinigungen anderer Art sind die Kasenhauptverbände und hieningemäßen deren Unterverbände. Deren Mittel dürfen allerdings nur unter allgemeiner Zustimmung für Reisekosten verwendet werden. Hingegen handelt oben herangezogener § 363 II RWG ausdrücklich von der Verwendung von Kasemitteln der (einzelnen) Kasse zum Besuch von Versammlungen. Hierauf bezieht sich auch oben angeführte Bestimmung der obersten Verwaltungsbehörde (für Preußen der Minister für Volkswohlfahrt) über die, auf Grund der Mitgliederzahlen der einzelnen Kasen, auf Kasenkosten zu entsendende Zahl der Vertreter.

Wählung, Versicherte der Betriebskrankentafeln!

Anlässlich der Hauptversammlung des Verbandes zur Wahrung der Interessen der deutschen Betriebskrankentafeln, Sitz Essen, am 14. und 15. Juni 1927 in Dresden findet am Montag, dem 13. Juni, vormittags 9.30 Uhr, in den Volkswohl-Exanionfäden, Dresden, Trabantenstraße, eine Vorbesprechung der Verbandsvertreter statt.

In Anbetracht der Wichtigkeit der Tagung (Satzungsänderung, Ergänzung, Zuzahlen zu den Verbandsstellen) ist es dringend geboten, daß möglichst jede Betriebskrankentafel einen — die größeren Kasen mehrere — Versicherte entsenden.

Mißbrauch der Erwerbslosenfürsorge

In ihrer planmäßigen Sorge gegen die Erwerbslosenfürsorge bewegen die reaktionären Arbeiterparteien als Gegenbeweis angeblichen Mißbrauch der Erwerbslosenfürsorge. Wo dieser Mißbrauch getrieben wird, ist in letzter Zeit an einigen Stellen nachgewiesen worden. Der deutliche nationale Abgeordnete Gülliger-Spiegelberg beschäftigte zu einem Rundschreiben unterföhrte Erwerbslose. Raum war dieses bekannt, kam eine weitere Fall agrarischen Mißbrauchs der Erwerbslosenfürsorge an die Öffentlichkeit. So sollen, wie aus einer sozialdemokratischen Meinen Anfrage im preussischen Landtag hervorgeht, in der Eifel bei den Notkandarbeiten große Unregelmäßigkeiten vorgekommen sein. Es wird behauptet, daß eine sehr große Zahl von Beschäftigten selbständige Landwirte gewesen sind, die vorher niemals in einem Arbeitsverhältnis standen. Ferner sollen in den Lagerstätten Personen geführt worden sein, die am Mißbrauch in der Eifel überhaupt nicht beschäftigt waren, sondern bei Privatunternehmern in Arbeit standen.

So wird es gemacht.

Als Feilenhauer in Amerika

Die folgende Schilderung stammt von einem deutschen Kollegen, der vor ein paar Jahren zu Onkel Sam gewandert ist. Er hat sie dem Bevollmächtigten seiner früheren Ortsverwaltung gesandt, der uns nun erlucht, sie der gesamten Mitgliedschaft zur Kenntnis zu bringen. Wir kommen dem nach, weil die Schilderung des Wissensmerien genug bietet.

Wir schlagen uns in der Neuen Welt so durch, wie es eben das Los der Proletarier ist, die aus unglücklichen Wirtschaftsverhältnissen der Heimat mittellos an dieses Land geschwemmt wurden. Wenn man einen neuen Haushalt aufbauen und Schulden abzahlen soll, so brauche ich nicht viel zu schreiben, um zu begreifen, daß dies ein hartes Stück Arbeit ist. Viele Frischkummers Schilderungen in seinem Buche über das Leben der Einwanderer — ich lese es oft —, und er hat recht: eine harte Zeit des ersten Hierseins, viel graue Werkstücke in der Familie. Und nur durch sparsames Leben und fleißige Arbeit aller Familienmitglieder ist es möglich, festen Boden unter den Füßen zu lassen. Ein bißchen Glück muß auch damit verbunden sein, denn Menschenjohnde kann man hier studieren, glückliche und grausame. Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Solange man nicht ein paar Dollar für den Notfall hat, ist einem nie recht wohl, weil man nie weiß, wie lange der gute Geschäftsgang anhält. Amerika ist halt immer noch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten auch nach der fatalen Seite hin. Aber ich bin zufrieden, es geht vorwärts bis jetzt, und ich habe bei Onkel Sam eine wohlige Stube gefunden. Aber hier, wo sich alle Menschen der Erde — es sind ja nicht immer die besten — in der Jagd nach Geld und Glück zusammenfinden, da ist kein Raum, kein Platz für deutsche Träumerei. Seitdem ich das Englische besser beferische, sehe ich erst mit eigenem Empfinden, welche ungeheure Verschönerung des Geistes hier herrscht, und das ist nur bei den Arbeitern.

Wir haben seit dem Frühjahr die fünfjährige Arbeitswoche (= 45 Stunden). Ich glaube, es wird wohl dabei bleiben, denn zahlreiche Gewerkschaften haben sie errungen. So sieht sich hier so was fast ohne Kämpfe durch, denn die Eisenbahnen, die Autofabriken und noch viele andere sind interessiert daran, das Geschäft soll blühen. Also wenn der Arbeiter zwei Tage frei hat mit dem Sonntag, so fährt er Auto oder Bahn, kurz er gibt Geld aus. Zudem sind Samstag und Sonntag die Baseballspiele in den großen Städten und im Herbst die Winter Fußballspiele.

Nun ist es November geworden, daß ich wieder mal zum Schreiben komme. Seit Oktober gehe ich nun wieder in die Abendsschule, viermal in der Woche, um englisch zu studieren. Wie ich aus der Metallarbeiter-Zeitung erjähre, kommen die deutschen Industriellen nach Amerika, schnüffeln alle Erzeugnisse der Produktionstechnik hier aus und holen aus den mühsam erarbeiteten Knochen ihrer Arbeiter daheim das Beste heraus. Aber wenn sie nur 10 v. amerikanische Weisheit mit heimbrächten, so ginge es schon besser. Der deutsche Arbeiter will ja weiter nichts als leben, leben so gut es eben geht als Mensch in einem verarmten Lande. Vor lauter Studium der Maschinentechnik vergißt man den Arbeiter, den Menschen zu studieren und dann wundern man sich, daß sich solche Gegenstände wirtschaftlich bestehen. Es wird hier Geld verdient, aber auch hart gearbeitet und auch alle Lebensannehmlichkeiten genossen. Das Geld sieht hier jeder in der Tasche, nur ein Beweis, man kennt hier seinen Geldbeutel, man hat das Geld los in der Tasche. — Alles ist glücklich, lacht und macht Spaß, kein Mensch fragt den andern, ob er gut geschlafen hat am Morgen, sondern nur: „Daß du eine gute Zeit gehabt, gestern?“ Wir Deutsche, die wir die harte Schule des Lebens kennen lernen, zur Genüge auch das Kartoffelfutter in allen Arten, sind schon ganz andere Menschen und ernster veranlagt, obwohl wir wieder den Fehler haben, daß wir vor lauter Meinungsverschiedenheiten in gar keinen Sad rein wollen und manchmal zuviel Wolkenschaufelideen nachträumen.

Nun wird der deutsche Arbeiter die eintönige Teilarbeit härter empfinden, weil er geistig höher steht, wie der hiesige Durchschnittsarbeiter. Zunächst steht der tüchtige amerikanische Arbeiter nicht so viel am Wertband, sondern er überläßt das den Eingewanderten. Er sucht sich nach Möglichkeit bessere Plätze und er findet sie auch. Ich persönlich habe hier noch keinen Wandbetrieb gesehen. Ich habe hier einen jungen Bekannten aus Walsch bei Ettringen, der in dem hiesigen Betrieb bei Ford arbeitete am Transportband. Seine Aufgabe war es, in den Autos den inneren Stoffbezug zu befestigen und das geht so: die Carosserie kommt auf dem Band an seinen Platz, wo er steht, vom Stapel nebenan nimmt er ein schon abgepacktes Stück Tuch und in den Mund eine Handvoll Nagel (Waufräste), in der rechten Hand hat er einen Tapetierhammer, der an der Schlagseite magnetisch ist. Mit der linken dreht er einen Nagel im Munde so, daß der Kopf zum Munde rausragt, worauf er ihn mit dem magnetischen Hammer sacht und rein schlägt, die linke Hand hat das Tuch in die richtige Lage zu raffen. Nun weiß ich nicht, wieviel Autos er so in acht Stunden dekorierte, aber 3000 Nagel jagte er so rein in dieser Zeit. Nach den ersten Tagen hatte er eine solche Fertigkeit erlangt, daß obwohl er immer noch fleißig sein mußte, doch nicht schuften brauchte und genug Zeit hatte zum Anschauen. Er hatte es geliebt, denn er verdiente mehr denn anderswo und wenn ja ein Nagel aus versehen in den Wagen rutschte, dann pumpt der Fabrikdokter ihn wieder heraus und nach einer halben Stunde darf man wieder weiterarbeiten. Ob dabei ein etwa verzehrtes Beifahrer seitens der Firma wieder ersetzt wird, konnte ich nicht erfahren.

Ich habe die Aufsätze in der Metallarbeiter-Zeitung gelesen über die deutsche Autoindustrie. Da schrieb ein Fabrikdirektor, der die deutschen Abergangszölle verteidigte gegenüber einem Kollegen, daß die Umstellung z. B. auf ein anderes Modell bei Handarbeit ein vorübergehendes schließen der Betriebe im Gefolge hätte, was heute in Deutschland nicht gut für die Arbeiter möglich sei. Gerade kurz vorher stellte Ford hier um auf Modell 1926. Da wurde der ganze Betrieb mit 6000 Leuten auf vier Wochen geschlossen, nachdem noch acht Tage vorher 200 Leute eingestellt wurden, die mit raus mußten. Aber da denkt man sich hier nichts dabei. Jeder Arbeiter bekommt zur erneuten Arbeitsaufnahme ein Telegramm und abteilungsweise geht es wieder los. Nun haben allerdings viele Arbeiter während der Schließung andere Arbeit gefunden, andere haben von ihren Erparnissen gezehrt. Aber was sollten in solchem Fall die deutschen Kollegen machen, die keinen Pfennig sparen können und auch bei dem Jammer des Wirtschaftslebens keine andere Stellung finden könnten?

Wenn ich die Riesenbetriebe hier betrachte und mich nach einer Organisation erkundige, so ist immer die Antwort verneinend. Auf die Frage warum, habe ich bis jetzt immer so nichtsfagende Antworten erhalten, daß ich mich geradezu wunderte. In Deutschland holt sich der Fremde Auskunft über die Metallindustrie im Verbandsbüro und hier muß ich mir solche von zufällig bekannt gewordenen Kollegen einholen. Es ist also fast nicht zu glauben: Elligabeth, eine Stadt mit 115 000 Einwohnern, hat keine Organisation in der Metallindustrie. Solche Verhältnisse wie daheim, wo in größeren Betrieben einzelne Abteilungen oder einzelne Leute organisiert sind, das kennt man hier nicht. New Jersey ist eben auch ein Fremdenstaat, denn die meisten Einwanderer bleiben eben in New York oder hier in Jersey mal zunächst sitzen und jeder Eingewanderte hat zunächst die erste Zeit mit sich selbst genug zu tun, um dann, wenn es ihm besser geht, erst recht nicht an gemeinsamen Kampf in der Organisation zu denken. Von den hier Geborenen kann man natürlich gleich gar nichts erwarten in bezug auf Arbeiterbewegung. Es gibt nur Organisationen in den mehr handwerksmäßigen Berufen, wie Bäcker, Maler, Zimmerer, Maurer usw. In der Durand Motor- und Automobilfabrik (6000 Beschäftigte) versuchen die Kommunisten zu organisieren. Die Flugblattverteiler — Russen — wurden eingesperrt, weil ein Stadtrichter dies als Aufruf betrachtete. Bei der Standard Oil Co (9000 Arbeiter) ist niemand organisiert, aber Rockefeller ist klug, er gibt den Angestellten und Arbeitern

Chinesisches Revolutionslied

Sputet euch!

Sputet euch! Arbeiter!
Vom frühen Morgen bis zum
später Abend!
Vierzehn Stunden! Fünfzehn Stunden!
Sputet euch! Sputet euch!
Sputet euch bis ins Alter! Bis ins Elend! —
bis in den Tod!

Sputet euch! Sputet euch!

Reißt die Ketten von eurem Nacken,
Arbeitsleute!
Zermalmt die kapitalistische Zwingburg!
Was ist Zivilisation?
Zerstäubt sie zu einem Nichts!
Es gibt keinen Reichtum!
Wo ist dann noch Armut?
Es gibt kein Privateigentum!
Hier mit dem Gemeingut!
Braucht alle eure Kühnheit und Kraft!
Blumen vom rötlichen Herzblut!
Sputet euch! Sputet euch!

Aktion, Ferien, den Achtstundentag und zahlt nicht schlecht, auch zahlt er seinen Zimmerleuten z. B. immer 1 Cent über den Gewerkschaftslohn.

In der Feilenindustrie gibt's keine Gewerkschaft. In meinem Betrieb machen wir nur keine Schweizerfeilen, haben eine anständige Behandlung, rauchen soviel wir wollen und brauchen nicht schuften, aber schnell arbeiten wird verlangt. Man soll sich aber nicht vorstellen, daß etwa das Rauchen so in Gemütsruhe erfolgt, auch das wird so maschinemäßig gemacht. Für jede Arbeit muß eine Zeittarte ausgefüllt werden, und wer mehr Lohn verlangt, der muß halt auch auf seiner Karte viel Dugend stehen haben und wenige Stunden. Da ist es nun sonderbar: keiner verrät seinen Lohn, und wer so einfüllig ist und einen danach fragen sollte, der wird doch nur angelesen. Auch als Mensch kommt man sich nicht näher. Alles nur oberflächliche Freundschaft; aber Kriegererei und Schmutzlapperei gibt's auch nicht. Der amerikanische Arbeiter ist frech im Lohnverlangen, und wenn er nicht genügend bekommt, haut er in den Sad.

Der „ichönste“ Betrieb ist hier die Singer Nähmaschinenfabrik mit 7000 Leuten. Keine Maus ist da organisiert. Wer den Meister und Vormann zum Freunde hat, verdient noch etwas, die große Masse wird schlechter bezahlt denn anderswo. In diesen Betrieben kann man sein ganzes Leben arbeiten, ohne die englische Sprache zu benötigen. Es ist für den deutschen Einwanderer gewöhnlich der erste Platz, wo er Stellung findet. Wer dem Einstellbeamten englische Antworten auf seine deutsche Fragen gibt, der wird nicht angenommen. Man braucht die Grünhörner, die dann so schnell wie möglich ausreisen, wenn ihr Sprachschick einige Vereinerung erfahren hat. Diese Firma hat es auch fertig gebracht, die ersten Neger aus den Südstaaten nach Elligabeth zu bringen, um billige Arbeitskräfte zu haben. Aber heute arbeiten sie nur an schmutzigen oder ganz schweren Arbeiten, und möglichst geordnet.

Ich erhalte regelmäßig die Metallarbeiter-Zeitung und lese sie mit Vorliebe. Ich war auch im Geste mit in Bremen auf dem Verbandstage. Ja Frisch Kummer wäre gern nach Amerika gegangen, aber das liebe Geld hat nicht gelangt. Jedenfalls wäre er ein geeigneter Mann hierfür gewesen und er hätte die Vor- und Nachteile der hiesigen Verhältnisse besser abschätzen können wie sonst einer. Ich verfolge seine F.R.-Artikel immer mit Vorliebe, besonders die über Amerika. Nur sollte er die Schattenseiten der hiesigen Verhältnisse auch besser berücksichtigen. Die Verdienste sind hier so verschieden, ungerichtet und trag unterschiedlich. In der Metallindustrie ist so 60 bis 70 Cents die Regel (Alford mehr), in der Autoindustrie wird mehr verdient (ohne Organisation). Eisenkonstruktoren bei Brückenbau oder Wolkenträgern verdienen bis zu 1.50 Dollar die Stunde. Elektroinstallateure haben 1.50 Dollar die Stunde. Die reifen sich kein Bein aus, wie ich in meiner Wohnung bei der Leitung der elektrischen Leitung beobachtete. Maler und Zimmerleute haben auch 1.25 bis 1.50 Dollar die Stunde, die meisten sind organisiert. Maurer haben 2 Dollar die Stunde, ganz tüchtige erhalten noch mehr. Ich kenne einen deutschen Maurer in New York, der verdiente, wenn er voll arbeitete, 80 Dollar die Woche. Aber es sei eine gemeine Schänderei, sagt er. Wenn die Woche herum ist, hat er blutige Finger und an jedem einen Verband. Die Tüchtigsten kommen an die Ecken und schuften, und die anderen arbeiten an der glatten Wand, die müssen mitkommen. Da gibt's kein Schnaufen,

sonst gibt's Kadav, und so legt ein tüchtiger Maurer bis zu 2000 Steine im Tag, wobei berücksichtigt werden muß, daß die amerikanischen Steine etwas kleiner als die deutschen sind. In diesen paar Beispielen, die ich beliebig erweitern könnte, ist schon zu erleben, wie die Bezahlung hier im Lande ist. Ich kenne hier Geborene, die viel und nicht viel verdienen, ebenso wie frisch Eingewanderte, die je nach Beruf und Glück wenig oder viel Geld machen.

Verhältnismäßig billig ist Kleidung und Lebenshaltung, sehr teuer der Arzt. Eine Operation mit anschließender Spitalbehandlung kommt auf 300 Dollar. Sterben ist auch teuer, was so an die 600 Dollar kostet. Friedhöfe sind privatkapitalistische Einrichtungen (nur die Gemeinde hat einen Armenfriedhof). Man muß sich den Platz für die letzte Ruhestätte höchst eigenhändig kaufen. Wohnungsmiete ist auch sehr hoch, aber dafür ist viel mehr Komfort vorhanden als in der Heimat. Und wenn ich alles vergleiche mit der Heimat, so fällt meine Meinung immer noch zu gunsten Amerikas aus. Gewiß zeigt sich hier der Kapitalismus in Radikultur, aber es ist dem Arbeiter auch sehr ermöglich, ein Haus, ein Stück Grund und Boden, ein Auto oder dgl. zu erwerben. Und solange wir die kapitalistische Gesellschaftsordnung noch nicht bejätigen können, ist es auch das Ziel der Gewerkschaften mit, die Arbeiterklasse nicht als ganz hilflose Parasiten ihr Leben fristen zu lassen. Und da haperts eben ganz gewaltig im alten Vaterlande.

Die sozialistische Zeitung, die nur wöchentlich einmal erscheint, kann ich hier in Elligabeth nicht bekommen. Sie ist auch klein und besteht noch keine zwei Jahre. Ich kaufe sie immer wenn ich nach New York komme. So ist mir die Metallarbeiter-Zeitung immer noch das Blatt, worin ich so manches nach meinem Geschmack geschrieben finde. Die alten Deutschen hier sind zuerst Amerikaner, erst dann kommt das Vaterland. Zu bemerken ist auch noch, daß wir, die wir erst nach dem Kriege einwanderten, ganz andere Auffassungen von der Heimat mitbringen und uns oft in scharfem Gegensatz mit den heutigen „Alten“ befinden. Ihnen allen erscheint das Vaterland immer noch so, wie sie es vor 30 oder 40 Jahren verließen. Alle Ummälzungen auf staatspolitischem Gebiet sind ihnen noch so fremd. Gefühlsmäßig hängen sie am Alten, ohne sich dabei etwas zu denken, weil sie ja politisch nicht geschult sind. Der eine schwärmt halt immer noch für den Großherzog von Baden, weil er ihn mal im Wandern gesehen hat, der andere erzählt von den Schweminger Dragonern, und ihr Liebeschatz ist der, den wir als Kinder hörten.

Mein nächstes Ziel wird nun sein, mehr zu verdienen, und dazu werde ich wohl den Beruf wechseln oder noch ein paar Jahre warten und dann irgend einen Geschäftsladen betreiben, um den wirtschaftlichen Schwankungen besser aus dem Wege gehen zu können. Übrigens habe ich, wie ich glaube, schon genug Feilen gehauen. Leider bin ich 10 oder 20 Jahre zu spät hierhergekommen für mein Alter, denn in älteren Tagen in diesem Lande mittellos sein, das ist viel, unendlich viel schlimmer als daheim, wo immerhin von Staats wegen Einrichtungen getroffen sind, die den Alten wenigstens etwas geben.

Otto Ritter.

Die Krise in Wien

In Wien fand dieser Tage eine Generalversammlung des österreichischen Metallarbeiterverbandes statt. Das Bezirkssekretariat des Verbandes gab bei dieser Gelegenheit einen Bericht, der ein anschauliches Bild gibt über die Krise in der Metallindustrie, aber auch über die Festigkeit der Organisation der Wiener Metallarbeiter.

Die Wiener Metall- und Maschinenindustrie steht in einer schweren Krise. Große Zweige dieser Industrie befinden sich in einem Rückbildungsprozess. Betriebe, die noch vor wenigen Jahren zehntausend und mehr Arbeiter beschäftigten, haben den Beschäftigungsstand auf ein Drittel herabgesetzt. Besonders trag zeigt sich diese Erscheinung in der Elektrizität-, in der Lokomotiv-, in der Schrauben- und Maschinen- sowie in der Maschinen- und Automobilindustrie. Die Wiener Automobilfabriken besitzen zum Beispiel Räume und Betriebsmittel für 5000 Arbeiter, sie beschäftigten aber im Dezember 1924 nur noch 2500 Arbeiter, im Dezember 1925 nur noch 1993 Arbeiter. Die zwei Wiener Lokomotivfabriken konnten 3000 Arbeiter beschäftigen, sie zählten im Dezember 1925 jedoch nur 1721 Arbeitskräfte. In den Großbetrieben der Elektroindustrie hätten allein 15 000 Arbeiter Platz. Beschäftigt wurden im Dezember 1925 nur noch 8570 Arbeiter. Die Wiener Maschinenfabriken hätten Raum und Betriebsmittel für 20 000 Arbeiter. Beschäftigt wurden im Dezember 1925 zusammen nur 7778 Arbeitskräfte.

In allen Groß- und Mittelbetrieben der Metallindustrie des Wiener Bezirks waren im Jahre 1922 89 140, im Dezember 1925 aber nur noch 45 679 Arbeiter, Arbeiterinnen und Lehrlinge beschäftigt, also nicht viel mehr als die Hälfte. Am stärksten war der Rückgang von 1924 auf 1925, nämlich 31 316. Das war die Folge des Wankens, der bekanntlich eine Auswirkung der Frankenspekulation war. Günstiger ist das Bild in der Kleinindustrie Wiens. In den Kleinbetrieben der Metallindustrie ist die Zahl der Beschäftigten dauernd gestiegen. Während von 1922 bis 1925 die Zahl der Arbeiter in den fabrikmäßig betriebenen um die Hälfte gesunken ist, stieg sie in den Kleinbetrieben von 13 720 auf 22 291. Es trat also eine völlige Umkehrung der Verhältnisse ein: 1922 beschäftigten die Großbetriebe noch mehr als sechs Siebtel der Arbeiterzahl, 1925 dagegen nur etwas mehr als zwei Drittel.

Die Betrachtung der Arbeitslosigkeit zeigt, daß im Jahre 1922 ein Fünftel der Metallarbeiter arbeitslos war, 1925 aber bereits ein Drittel. Erstreckt sind die Angaben über die Stärke der Organisation. Sie zeigen, daß die Organisation die Betriebe völlig erfasst hat, ja, daß die Zahl der Organisierten die der Beschäftigten übersteigt. Im Jahre 1922 gab es 102 860 beschäftigte Metallarbeiter; davon waren 89 513 organisiert. Im Jahre 1923 88 241 Beschäftigte und 81 358 Organisierte. Von da an lehrte sich das Verhältnis um: 1924 74 203 Beschäftigte und 81 353 Organisierte; 1925 67 589 Beschäftigte und 74 260 Organisierte und schließlich 1926 67 970 Beschäftigte und 72 927 Organisierte.

Winnetou beim Kommiß

Es ist wirklich so, kein Druckfehler: Winnetou, der rote Gentleman oder Untas, der letzte Mohikaner und wie sonst noch Langpoll die roten Söhne der nordamerikanischen Völkern heißen, deren glühende Freiheitsliebe uns erst begeisterte, Winnetous und Untas Nachfahren sind zum Kommiß gegangen, Kopfen Geisse, über Grüns und Strammstrecken! Nach einem Bericht aus Washington befinden sich zurzeit 25 Rotblutindianer vom Stamme der Sioux als Soldaten im amerikanischen Heere. Sie sind sämtlich der 4. Kavallerie-Division in Fort Meade im Staate Süd-Dakota zugeteilt. Ihre Vorgelassen rühmen sie als vielversprechende junge Soldaten. Dort gegen ihre Väter und Großväter von den Weigen, den Wabackstern, erreicht wurde, so kann man ermaßen, wie fern jene Zeiten liegen, da der Unabhängigkeitskrieg gegen Manitous Kinder geführt wurde. Man weiß nun aber auch, daß wiederum ein Stück alter Romantik vorüber ist. Ein Indianer, der Parabemarsch probiert: nein, es ist wirklich aus mit der freien Luft der Wildnis!

Indianer mit Federn im Haar und bunter Kriegsbemalung, den Tomahawk am Gürtel, die gibt es nur noch im Lunapark und bei Sagebe! Die anderen benützen das Forbauto und spielen Soldat ...

